

Zeitschrift: Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 35 (2014)

Rubrik: Schweizerinnen und Schweizer in der Entwicklungspraxis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I. usgehandelte Entwicklung, Widersprüche und Konflikte im Alltag eines Schweizer Ehepaars in Ruanda um 1970

Schweizerinnen und Schweizer in der Entwicklungspraxis

Als Herr und Frau Schweizer im Jahr 1972 in Ruanda, Kuba und Brasilien reisten, reiheten sie sich in eine weltweit wachsende Gruppe von sogenannten 'Entwicklungsexpertinnen' und 'Entwicklungsexperten' ein, die es sich seit Beginn der 1940er Jahre zur Aufgabe gemacht hatten, Menschen und Gebiete in anderen Weltregionen zu entwickeln. Diese 'Entwicklungsexperten', – anfänglich waren es mehrheitlich Männer – bildeten dabei schnell eine zentrale Stütze einer neuen internationalen Weltordnung, welche sich ab 1940 konzeptionell an der Vorstellung 'entwickelter' und 'unterentwickelter' Regionen und Länder orientierte.¹ Grundlegend für den Einsatz von 'Entwicklungsexperten' war dabei die Annahme, dass 'Unterentwicklung' auf einem Wissensrückstand beruhe, der mit Hilfe von Fachleuten durch einen Wissens- und Technologietransfer von reichen in arme Länder beseitigt werden könne.²

Der triumphale Auftritt der Figur des 'Entwicklungsexperten' in der internationalen Politik des 20. Jahrhunderts ging auf die europäische Kolonialpolitik um 1940 zurück.³ Zu diesem Zeitpunkt richteten hauptsächlich die französischen und englischen Kolonialpolitiker ihre Herrschaftsstrategien neu aus und wandten sich von einer konsequent auf den Nutzen ihrer europäischen Metropole ausgerichteten Kolonialpolitik ab. An ihre Stelle trat eine koloniale Entwicklungspolitik, die dem Wohlergehen der Menschen in den Kolonien mehr Bedeutung beimaß und stärker auf eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen in den Kolonien abzielte.⁴ Anlass zu diesem Entwicklungskolonialismus gaben der zusehendem orga-

1. Diese Studie wäre ohne die Offenheit von Herrn und Frau Schweizer nicht möglich gewesen. Ihnen möchte ich für die Einblicke in ihre Lebensgeschichten sowie für die Lektüre des vorliegenden Textes herzlich danken. Herr und Frau Schweizer tragen in Wirklichkeit einen anderen Familiennamen.
2. Andreas Eckert, »Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung. Einfließende Bemerkungen«, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Vol. 68 (2018), S. 1–20.
3. Bernhard Unfried, »Entwicklungsexpertinnen. Anderentwickelt. Sich selbst entwickeln?«, in: *Journal für Frauenkulturforschung. Entwicklungsexpertinnen*, Vol. 26 (2019) Heft 1, S. 4–13, hier S. 4.
4. Joseph Morgan Hodge, *Triumph of the expert: Agrarian doctrine of development and the legacies of British colonialism*, Athens Ohio 2007. Grundlegend zur Geschichte der Entwicklungsexpertinnen und der Entwicklungspolitik: Gilbert Rist, *The History of Developmentism. From Western Origin to Global Faith*, New York 2008; Frederick Cooper, »Writing the History of Development«, in: *Journal of Modern European History*, Vol. 8 (2010) Heft 1, S. 5–33; Frederick Cooper, *When Was 1940? The part of the system*, Cambridge 2002.
5. Zu den Gründungsdekretentwurf der Entwicklungspolitik gehören der 1940 in Köln genehmerte *Colonial Development and Welfare Act* und der 1946 verabschiedete *Committee of Developmental Policy in develop-*

Ausgehandelte Entwicklung: Widersprüche und Konflikte im Alltag eines Schweizer Ehepaars in Ruanda um 1970

Lukas Zürcher

Als Herr und Frau Schweitzer¹ im Herbst 1968 von Bern nach Kabgayi in Ruanda reisten, reihten sie sich in eine weltweit wachsende Gruppe von sogenannten 'Entwicklungsexpertinnen' und 'Entwicklungsexperten' ein, die es sich seit Beginn der 1940er Jahre zur Aufgabe gemacht hatten, Menschen und Gebiete in anderen Weltregionen zu entwickeln. Diese 'Entwicklungsexperten' – anfänglich waren es mehrheitlich Männer – bildeten dabei schnell eine zentrale Stütze einer neuen internationalen Weltordnung, welche sich ab 1940 konzeptionell an der Vorstellung 'entwickelter' und 'unterentwickelter' Regionen und Länder orientierte.² Grundlegend für den Einsatz von 'Entwicklungsexperten' war dabei die Annahme, dass 'Unterentwicklung' auf einem Wissensrückstand beruhe, der mit Hilfe von Fachleuten durch einen Wissens- und Technologietransfer von reichen in arme Länder beseitigt werden könne.³

Der triumphale Auftritt der Figur des 'Entwicklungsexperten' in der internationalen Politik des 20. Jahrhunderts ging auf die europäische Kolonialpolitik um 1940 zurück.⁴ Zu diesem Zeitpunkt richteten namentlich die französischen und englischen Kolonialpolitiker ihre Herrschaftsstrategien neu aus und wandten sich von einer konsequent auf den Nutzen ihrer europäischen Metropole ausgerichteten Kolonialpolitik ab. An ihre Stelle trat eine koloniale Entwicklungspolitik, die dem Wohlergehen der Menschen in den Kolonien mehr Bedeutung beimass und stärker auf eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen in den Kolonien abzielte.⁵ Anlass zu diesem Entwicklungskolonialismus gaben der zunehmend orga-

- 1 Diese Studie wäre ohne die Offenheit von Herrn und Frau Schweitzer nicht möglich gewesen. Ihnen möchte ich für die Einblicke in ihre Lebensgeschichten sowie für die Lektüre des vorliegenden Textes herzlich danken. Herr und Frau Schweitzer tragen in Wirklichkeit einen anderen Familiennamen.
- 2 Andreas Eckert, «Spätkoloniale Herrschaft, Dekolonisation und internationale Ordnung. Einführende Bemerkungen», in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Vol. 48 (2008), S. 3–20.
- 3 Berthold Unfried, «EntwicklungsexpertInnen: Andere entwickeln. Sich selbst entwickeln?», in: *Journal für Entwicklungspolitik: EntwicklungsexpertInnen*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 4–13, hier S. 4.
- 4 Joseph Morgan Hodge, *Triumph of the expert. Agrarian doctrines of development and the legacies of British colonialism*, Athens Ohio 2007. Grundlegend zur Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit und der Entwicklungspolitik: Gilbert Rist, *The History of Development. From Western Origins to Global Faith*, New York 2008; Frederick Cooper, «Writing the History of Development», in: *Journal of Modern European History*, Vol. 8 (2010) Heft 1, S. 5–23; Frederick Cooper, *Africa since 1940. The past of the present*, Cambridge 2002.
- 5 Zu den Gründungsdokumenten der Entwicklungspolitik gehören der 1940 in Kraft getretene *Colonial Development and Welfare Act* und der 1946 verabschiedete *Fonds d'investissement pour le développe-*

nisierter Widerstand in den Kolonien, die Hoffnung auf mehr Profit für die Metropolen und die Suche nach einer neuen Legitimation für koloniale Fremdherrschaft.⁶ Für die wachsende Zahl von Experten, die sich in dieser Zeit von Kolonialbeamten zu 'Entwicklungsexperten' wandelten, ging die politische Neuausrichtung mit einer Vielzahl neuer Zielkonflikte und Dilemmata einher. Mit Blick auf Landwirtschaftsexperten hielt Josef Morgan Hodge etwa fest:

Local officials and technical experts vacillated between reasserting order and stability, on the one hand, and answering the demand for intensifying production and productivity, on the other; between raising colonial living standards and welfare, and responding to the pressures of metropolitan needs; between maintaining soil fertility and conservation, and exploiting colonial resources.⁷

Seit dieser Frühphase des Expertentums für Entwicklungsarbeit haben sich die unterschiedlichen, teils widersprüchlichen Zielsetzungen der Entwicklungsarbeit verändert und vervielfältigt. Zu den politischen und nationalökonomischen Interessen der reichen Länder zählten mit dem Aufkommen des Kalten Kriegs bald auch geostategische Interessen, die es von den Entwicklungsfachleuten mit den vielfach konträren Bedürfnissen der armen Bevölkerungsgruppen in Einklang zu bringen galt. Ausserdem wurde 'Entwicklungszusammenarbeit' schon bald zu einer Aporie. So mussten sich die 'Entwicklungsexperten' mit der Dekolonisation Asiens und Afrikas immer mehr als gleichwertige und gleichberechtigte Partnerinnen und Partner in einer Zusammenarbeit auf Augenhöhe verhalten, ohne allerdings von ihrer Rolle als Vorbild und 'Besserwisser'⁸ abzuweichen. Denn nur ihr angeblicher Technik- und Wissensvorsprung – ihr sogenanntes Expertenwissen – legitimierte sie dazu, anderen Menschen Wege zu Fortschritt und Entwicklung aufzuzeigen.⁹

Auch Herr und Frau Schweitzer fanden sich 1968 in Ruanda in solchen konflikträchtigen Grundkonstellationen wieder. Die Frage, wie sich das Ehepaar im Alltag und bei der Umsetzung von Entwicklungsprojekten zurecht fand, ist Ausgangspunkt dieser Ausführungen. Dass dieser zentrale Aspekt der Entwicklungsanstrengungen – die eigentliche Implementierung von Entwicklungsvorhaben in den 'Entwicklungsländern' – bislang so wenig Beachtung gefunden hat, ist be-

ment économique et social des territoires d'outre-mer. Siehe dazu Andreas Eckert, «'We are All Planners Now.' Planung und Dekolonisation in Afrika», in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), S. 375–397, hier S. 378–382.

6 Für eine Zusammenfassung dazu siehe Martin Rempe, *Entwicklung im Konflikt. Die EWG und der Senegal 1957–1975*, Köln/Weimar/Wien 2012, S. 33–36.

7 Hodge 2007, *op. cit.*, S. 231.

8 Philipp H. Lepenies, «Lernen vom Besserwisser. Wissenstransfer in der 'Entwicklungshilfe' aus historischer Perspektive», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 33–59.

9 Grundlegend zu dieser Aporie Maria Eriksson Baaz, *The Paternalism of Partnership. A postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, London/New York 2005.

merkwürdig. Ein Grund hierfür liegt wohl darin, dass Entwicklungsexperten viel zu lange als bloss ausführende Akteure, ja als 'Marionetten' der Entwicklungsagenturen in den reichen Ländern betrachtet und ihnen damit eigenständige Handlungskompetenz und Mitgestaltungsmöglichkeiten der Entwicklungsvorhaben abgesprochen wurden.¹⁰ Ausserdem sind Informationen zum Arbeits- und Lebensalltag in den Archiven bis heute nur bruchstückhaft vorhanden und erfordern eine aufwendige Suche nach persönlichen Quellen wie Tagebüchern, Briefen oder mündlich überlieferten Erinnerungen. Dieses Quellenmaterial ist nur über Kontaktaufnahmen und Beziehungen zu heben, was neben grossem Zeitaufwand auch einen angemessenen Umgang mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen und deren Rechten und Befindlichkeiten voraussetzt.¹¹

Erkenntnisse aus der Erforschung der Entwicklungspraxis sind aus unterschiedlichen Gründen relevant. Die Untersuchung der konkreten Entwicklungspraxis gewinnt zum einen vor dem Hintergrund der sogenannten Entwicklungsdekaden an Bedeutung, welche bisher die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit von 1945 bis 2012 zu strukturieren und zu periodisieren halfen.¹² So wird zum Beispiel die Dekade von 1960 bis 1970 als Höhepunkt ökonomischer Modernisierungstheorien beschrieben, in der Entwicklungsakteure auf Industrialisierung, Weltmarktanschluss und Trickle-down-Effekte hofften, während die Jahre zwischen 1970 und 1980 als Dekade der Neuorientierung im Zeichen der Befriedigung der Grundbedürfnisse gelten.¹³ Auswirkungen solcher Paradigmenwechsel auf konkrete Projekte vor Ort und auf die Alltagspraxis von 'Entwicklungsexperten' sind bis heute allerdings kaum untersucht. Zum anderen gewinnt die Erforschung der Entwicklungspraxis aufgrund zweier *master narratives* oder Meistererzählungen an Bedeutung, welche die Erarbeitung einer Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit bestimmen. So war bis anhin entweder die nationale Perspektive forschungsleitend, in der die Entwicklungspolitik als Instrument der Aussenpolitik verstanden und interpretiert wurde. Oder aber es dominierte eine Meistererzählung, die von einer kaum überwindbaren, meist statisch gedachten Machtasymmetrie zwischen Entwickelten und Unterentwickelten oder zwischen aktiven Gebern und passiven

10 Anne-Meike Fechter, Heather Hindman, «Introduction», in: dies. (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling 2011, S. 1–19, hier S. 3–5.

11 Zu entsprechenden Problemen siehe Almut Leh, «Forschungsethische Probleme in der Zeitzeugenforschung», in: *BIOS*, Vol. 13 (2000) Heft 1, S. 65–76.

12 Daniele Waldburger, Lukas Zürcher, Urs Scheidegger, *'Im Dienst der Menschheit'. Meilensteine der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit seit 1945*, Bern 2012.

13 Zur Kritik an der Periodisierung siehe Hubertus Büschel, «Geschichte der Entwicklungspolitik, Version: 1.0», in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 11. Februar 2010, URL: https://docupedia.de/zg/Geschichte_der_Entwicklungspolitik?oldid=75517 (Stand: 30. September 2012).

Empfängern ausging.¹⁴ Beide Meistererzählungen sind bis heute erkenntnisfördernd und tragen zum Verständnis für die Geschichte der Entwicklungszusammenarbeit bei. Auch für die Analyse der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit können solche Perspektiven gewinnbringend sein.¹⁵ Sie bergen allerdings die Gefahr, dass der Fokus auf nationale Aussenpolitik und systemimmanente Machtasymmetrien die zentralen Akteure der Entwicklungszusammenarbeit zum Verschwinden bringt: die Menschen, die sich tagtäglich mit der Umsetzung des Entwicklungsvorhabens beschäftigen und sich damit in einem von Widersprüchen und Zielkonflikten durchzogenen Tätigkeitsfeld bewegen. Indem dieser Beitrag den Fokus auf die Menschen legt, hier sogar bloss auf ein einzelnes Ehepaar, folgt er einem akteurzentrierten und mikrohistorischen Forschungsansatz. Damit sollen – wie bei jedem quellennahen Ansatz – überhöhte geschichtswissenschaftliche Generalisierungen und kaum hinterfragte Periodisierungen korrigiert und innere Widersprüche und Fragmentierungen makrohistorischer Entwicklungen sichtbar werden.¹⁶ Ausserdem sollen mit diesem Ansatz die Vielfalt von Handlungsoptionen aller historischen Akteure berücksichtigt und bisher wenig beachtete Gruppen wie etwa die Kinder der ‘Entwicklungsexperten’ miteinbezogen werden. Insbesondere Kinder und ihre Implikationen für die ‘Entwicklungszusammenarbeit’ sind bislang kaum als relevante Akteure im Entwicklungskontext berücksichtigt worden. Mit dem hier verfolgten Ansatz versteht sich der Beitrag nicht in erster Linie als Kritik an spezifischen Formen, Ansätzen oder Policies von Entwicklungszusammenarbeit. Vielmehr folgt er zunächst schlicht dem von Anne-Meike Fechter und Heather Hindman erlassenen «call to take seriously aid work as work and as life».¹⁷

Die Studie baut auf den bisherigen, meist ethnologischen oder kulturwissenschaftlichen Arbeiten auf.¹⁸ Sie versteht die ‘Entwicklungsexperten’ dabei weniger

14 Hubertus Büschel, Daniel Speich, «Einleitung – Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit», in: dies. (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 7–29, hier S. 18.

15 In der Schweiz dominierte bis anhin die nationale Perspektive auf die Entwicklungszusammenarbeit: Jean-Jacques de Dardel, *La coopération au développement. Certitudes et interrogations*, Genf 1981; Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik*, Bern 1993; Albert Matzinger, *Die Anfänge der schweizerischen Entwicklungshilfe 1948–1961*, Zürich 1991; Dieter Freiherr von Schrötter, *Schweizerische Entwicklungspolitik in der direkten Demokratie*, München 1981; Daniel Trachler, *Bundesrat Max Petitpierre. Schweizerische Aussenpolitik im Kalten Krieg 1945–1961*, Zürich 2011; Waldburger, Zürcher, Scheidegger 2012, *op. cit.* Die zweite Meistererzählung ist in der Schweiz nicht in ausgeprägter Form vorhanden. Ansätze dazu finden sich bei Gilbert Rist, *Wie Weisse Schwarze sehen. Wie Schweizer Hilfswerke die Dritte Welt sehen*, Basel 1979.

16 Siehe hierzu besonders den jüngst unternommenen Versuch, Einzelbiografien für Globalgeschichte fruchtbar zu machen. Bernd Hausberger, «Globalgeschichte als Lebensgeschichte», in: ders. (Hg.), *Globale Lebensläufe. Menschen als Akteure im weltgeschichtlichen Geschehen*, Wien 2006, S. 9–27, hier S. 11.

17 Fechter, Hindman 2011, *op. cit.*, S. 3.

18 David Mosse (Hg.), *Adventures in Aidland. The Anthropology of Professionals in International Development*, New York/Oxford 2011.

als 'Strategische Gruppe' der 'Weltgesellschaft', die sich langfristig die Kontrolle über transnationale Ressourcenflüsse anzueignen versuchen,¹⁹ sondern vielmehr als eine disparate und durch Partikularinteressen zersplitterten Gruppe von Akteuren, die einerseits in lokale Machtlogiken verstrickt sind und andererseits als 'Hybride Experten' permanent in einer Vermittlerfunktion zwischen unterschiedlichen Akteurgruppen und deren Interessen navigieren müssen.²⁰ Ausgangspunkt für die Beschreibung der Lebensrealität von Herrn und Frau Schweitzer soll hier die Vorstellung von Entwicklungszusammenarbeit als einer Aushandlungszone sein.²¹ Mit dem Konzept der Aushandlungszone werden Entwicklung und Entwicklungszusammenarbeit zu Gegenständen, die konzeptionell offen und verhandelbar sind.²² Im Folgenden wird nun der Weg von Herrn und Frau Schweitzer in und durch die Aushandlungszone 'Entwicklungszusammenarbeit' nachgezeichnet. Die Untersuchung konzentriert sich dabei auf verschiedene Verhandlungssituationen, seien sie nun familiär, institutionell oder projektabhängig. Zunächst wird der Weg in diese sogenannte Aushandlungszone dargestellt und auf Verhandlungssituationen hin untersucht. Anschliessend folgen Beschreibungen des Alltags von Herrn und Frau Schweitzer in Ruanda.

Die Ausführungen basieren zunächst auf verschiedenen Interviews, die ich mit dem Ehepaar im Rahmen meiner Dissertation durchführte.²³ Die Eheleute wurden dabei einzeln befragt, als Paar und gemeinsam mit anderen Entwicklungsfachleuten, Freiwilligen für Entwicklungsarbeit und Missionarinnen und Missionaren, die in den 1960er und 1970er Jahren in Ruanda tätig waren.²⁴ Eine wichtige Quelle ist zudem das Interview, das Herr Schweitzer im Juni 2009 im Rahmen des 2006 angelaufenen Projekts *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz* gegeben hat, und das Forschenden auf Anfrage online zur Verfügung steht.²⁵ Darüber hinaus

19 Hans-Dieter Evers, *Wissen ist Macht. Experten als Strategische Gruppe*, ZEF Working Paper Series 8, Zentrum für Entwicklungsforschung, Universität Bonn 2005.

20 Thomas Hüskens, *Der Stamm der Experten. Rhetorik und Praxis des Interkulturellen Managements in der deutschen staatlichen Entwicklungszusammenarbeit*, Bielefeld 2006, S. 194; ders., «Outside the Whale: The Contested Life and Work of Development Experts», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 14–28.

21 Monica M. van Beusekom, *Negotiating Development. African Farmers and Colonial Experts at the Office du Niger, 1920–1960*, Oxford 2002.

22 Richard Rottenburg, «Kultur der Entwicklungszusammenarbeit», in: Steffen Wippel, Inse Cornelissen (Hg.), *Entwicklungspolitische Perspektiven im Kontext wachsender Komplexität. Festschrift für Prof. Dr. Dieter Weiss*, Köln/London 2001, S. 349–377; ders., *Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe*, Stuttgart 2002.

23 Lukas Zürcher, *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975)*, Zürich 2014.

24 Hierzu habe ich 2010 an der Universität Zürich ein ganztägiges Erinnerungsseminar mit Unterstützung des Lehrstuhls für Geschichte der Neuzeit von Prof. Dr. Gesine Krüger organisiert.

25 Im Rahmen des Projekts *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz* wurden rund achtzig Interviews mit Personen durchgeführt, die einen wichtigen Teil ihres Lebens der Entwicklungszu-

basiert dieser Beitrag auf mündlichen Kommentaren und Präzisierungen von Herrn und Frau Schweitzer zu früheren Versionen dieses Texts. Diese mündlichen Quellen, die aus einer subjektiven Ex-post-Perspektive die Vergangenheit beleuchten, wurden mit Interviewaussagen von anderen ehemaligen Schweizer Entwicklungshelferinnen und -helfern in Ruanda ergänzt. Ebenso kann diese Arbeit auf verschiedenen Ego-Dokumenten von Herrn Schweitzer aus den 1960er und 1970er Jahren aufbauen, insbesondere auf seinem Tagebuch, verschiedenen Briefen und persönlichen Notizen – Material, das nach wie vor im Besitz von Herrn Schweitzer ist.²⁶ Insgesamt umfasst der Quellenkorpus fast nur Quellen, die von Schweizerinnen und Schweizern erstellt wurden, und gibt damit eine im Entwicklungsunterfangen stets vorhandene Hierarchie zwischen ‘Gebern’ und ‘Nehmern’ wider. Gleichwohl wird in dieser Arbeit versucht, auch eine ruandische Perspektive auf den Aufenthalt von Herrn und Frau Schweitzer sowie auf die allgemeine schweizerische Präsenz aufzuzeigen. Diese Perspektive basiert zum einen auf Interviews, die ich 2009 in Ruanda mit ehemaligen ruandischen Projektmitarbeitern durchführte. Zum anderen werden die vorhanden schweizerischen Quellen nach afrikanischen Perspektiven durchsucht.

Auf dem Weg in die Aushandlungszone ‘Entwicklungszusammenarbeit’

Herr und Frau Schweitzer, beide Mitte der 1930er Jahre geboren, beschäftigten sich bereits in jungen Jahren mit den Themenbereichen Armut und globales Reichtumsgefälle sowie mit Möglichkeiten der Solidaritätsbezeugung gegenüber benachteiligten Menschen in aller Welt. Herr Schweitzer wuchs in privilegierten Verhältnissen auf und mit dem Satz des Vaters: «Wenn wir schon Privilegien haben, dann schulden wir auch etwas dafür.»²⁷ Auch seiner Mutter war es ein Anliegen, dass man den Armen half. Dass Hilfe nicht nur eine moralische Pflicht war, sondern auch eine Möglichkeit, Missstände zu beseitigen, war für die Familie eine Selbstverständlichkeit, ungeachtet von Weltanschauung und Religion. An einer schweizerischen Universität studierte Herr Schweitzer unmotiviert Volkswirtschaft. Politisiert wurde er während seiner Studienjahre durch den Ungarn-

sammenarbeit und humanitären Hilfe gewidmet haben. Siehe dazu <http://www.humem.ch> (Stand: 30. September 2012).

26 Zur Methode und Quellenkritik der Oral History siehe Gregor Spuhler, «Das Interview als Quelle historischer Erkenntnis. Methodische Bemerkungen zur Oral History», in: Dora Imhof, Sibylle Omlin (Hg.), *Interviews. Oral History in Kunstwissenschaft und Kunst*, München 2010, S. 15–27; Alexander von Plato, «Zeitzeugen und die historische Zukunft. Erinnerung, kommunikative Tradierung und kollektives Gedächtnis in der qualitativen Geschichtswissenschaft – ein Problemaufriss», in: *BIOS*, Vol. 13 (2000) Heft 1, S. 6–29.

27 Wo nicht anders vermerkt, ganzes Teilkapitel nach: *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

Aufstand 1956, der den damals über 20-Jährigen zu einem Hilfseinsatz im Rahmen des IKRK in Ungarn veranlasste, wo er Lebensmittel verteilte und den «Virus dieser späteren weltweiten Hilfe oder Solidarität» auflas. Während und nach der Studienzeit reiste er unter anderem nach Israel, wo er sich zunächst für die Kibbuz-Bewegung interessierte, dann auch im Rahmen der Freiwilligen-Organisation *Service Civil International* (SCI) nach Indien und Sri Lanka. Motiviert durch die Ideale des SCI, aber zunehmend ernüchtert angesichts des fehlenden Erfolgs der SCI-Arbeit, machte er sich auf, drei Jahre lang die Welt zu bereisen. Unentwegt suchte er nach Möglichkeiten, sich angemessen mit den Menschen, die er antraf, solidarisch zu zeigen, bis er mangels Orientierung und Strukturen an einen Punkt geriet, wo ihm klar wurde: «Jetzt ist Schluss. Jetzt, wenn ich jetzt noch weiter reise, dann drehe ich durch.»²⁸ Seine von individuellen Aushandlungsprozessen begleitete Suche nach Möglichkeiten der Solidaritätsbezeugung und Entwicklungstätigkeit fand damit ein vorübergehendes Ende.

Zurück in der Schweiz promovierte er im Bereich Soziologie über ein Dorf in Sri Lanka. Ihn interessierte, welche Faktoren Innovationen in einem Dorf begünstigen. Er stellte fest, dass Neuerungen meistens von aussen kamen. Die Doktorarbeit verfasste er nicht zuletzt seinem Vater zuliebe. Sie war nicht nur eine Art Entschädigung für enttäuschte Hoffnungen des Vaters, der für seinen Sohn eine bürgerliche Karriere vorgesehen hatte, sondern aufgrund der Ergebnisse auch eine wissenschaftliche Legitimation für sein Entwicklungsengagement. Mit der Dissertation war der innerfamiliäre Aushandlungsprozess über ein tatkräftiges Engagement zugunsten der Benachteiligten auf dieser Welt weitgehend abgeschlossen.

1964 trat Herr Schweitzer eine Stelle beim drei Jahre zuvor gegründeten *Dienst für technische Zusammenarbeit* (DftZ) an (heute: *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit*, DEZA). Herrn Schweitzers Verhältnis zur staatlichen Entwicklungszusammenarbeit und zum DftZ war von Anfang an durchzogen. Als er vom damaligen Projektverantwortlichen beim DftZ aufgrund seines bisherigen Lebenslaufs und seiner akademischen Qualifikation ein Stellenangebot erhalten hatte, zeigte er sich einerseits «sehr begeistert» und «sehr positiv». Ihm gefiel, in diesem noch wenig strukturierten und reglementierten Betrieb eine «gewisse Narrenfreiheit» zu haben. Seine Tätigkeit war äusserst vielfältig, wie ein «Birchermüesli», erinnert sich Herr Schweitzer heute. Eine zentrale Beschäftigung war für ihn unter anderem der Verkauf von Tibeterteppichen in der Schweiz. Die Teppiche waren das Produkt eines Entwicklungsprojekts, das die Schweiz mit tibetischen Flüchtlingen in Indien und Nepal durchführte. Bei seinen Bemühungen, diese Teppiche in der Schweiz abzusetzen, setzte Herr Schweitzer auf «nette herzige, junge Tibeterli, die

28 Ganzer Abschnitt *ibid.*

da herumtanzen und so, und das rührt alle Schweizer Herzen», wie er sich heute etwas salopp ausdrückt. In diesem Kontext lernte er seine spätere Frau kennen:

Man [hatte] mir gesagt, da gibt es irgend eine junge Rotkreuzschwester, die hat so eine Tanzgruppe. Da dachte ich: Ja, die engagiere [ich], oder? Und engagierte die. Und danach kriegte ich eigentlich noch mehr Freude an dieser jungen Dame als an diesen tanzenden Kindern (lächelt).

Mühe bekundete Herr Schweitzer andererseits mit dem Eigeninteresse der Schweiz bei der Auswahl von Entwicklungsprojekten. Die Spannung zwischen Eigeninteresse und Solidarität war für ihn ein wachsendes Problem. So erklärt er rückblickend:

Jedes grössere Projekt [...] musste absegnet werden [...]. Es musste schliesslich auch etwas für uns dabei rausschauen, [...] sonst hätte es im Parlament einen Sturm gegeben: Wir werfen ja das Geld raus für nichts. Und es musste politisch stimmen [...] und das ist manchmal eine Gratwanderung, oder? Und wir sind dazwischen, und wir mussten das irgendwie dem Bundesrat verkaufen können und der Bundesrat wieder diesen Departementen, dass das stimmt. Und das ist jetzt genau dieser Punkt, der mich eigentlich ein bisschen anfing [...] zu frustrieren. [...] Es kann doch nicht wahr sein, dass man eine Sache, die eigentlich gedacht ist, um den Ärmsten zu helfen, eigentlich danach an Bedingungen geknüpft, was in der schweizerischen Politik stimmen muss, genauso in den eigenen Interessen der Wirtschaft. Ich fand, das sei eigentlich ein bisschen ein Etikettenschwindel, oder?

Nach vier Jahren beim DftZ dachte Herr Schweitzer an eine berufliche Neuorientierung. Zwar hatte er sich mit seinen Arbeitskollegen in der Zentrale gut verstanden, der Wunsch nach weniger Strukturen, Kompromissen und politischen Ausmarchungen nahm aber stetig dazu. Bisweilen kam sich Herr Schweitzer vor «wie ein kastrierter Muni».²⁹ Vor seinem Abgang wollte er aber gerne nochmals einen Auslandsaufenthalt absolvieren. Dieser Wunsch wurde ihm vom damaligen Delegierten des Bundesrats für technische Zusammenarbeit, Sigismond Marcuard, gewährt. Mehr noch: Herr Schweitzer durfte sich sogar ein Einsatzland aussuchen, worauf er antwortete: «Ich war noch nie in Afrika.»³⁰ Die Herren kamen überein, dass Ruanda ein geeignetes Einsatzland für Herrn Schweitzers Abschlusswunsch darstelle, da sie dort im Rahmen eines Genossenschaftsprojekts Einsatzmöglichkeiten für einen Soziologen vermuteten. «Geht mal schauen, ob ihr euch dort nützlich machen könnt. Ihr könnt euch euer Pflichtenheft gleich selber schreiben», erinnert sich Herr Schweitzer heute an den damaligen Gesprächsverlauf. «Und dann schrieb ich mir ein Pflichtenheft.» Im Einvernehmen mit den DftZ-Verantwort-

29 Im Schweizerdeutschen wie auch in anderen alemannischen Dialekten steht 'Muni' für 'Stier'.

30 Wo nicht anders vermerkt, siehe im Folgenden: *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

lichen definierte Herr Schweitzer seinen Einsatz in Ruanda nicht als mehrjährigen Entwicklungseinsatz, sondern als zunächst sechsmonatigen Besuch zur Erstellung einer Expertise. Bemerkenswert bei diesem Aushandlungsprozess ist die grosse Handlungsfreiheit von Herrn Schweitzer. Diese resultierte unter anderem aus dem Umstand, dass die 'unterentwickelte' Welt als homogene Einheit und Herr Schweitzer allgemein als 'Entwicklungsexperte' betrachtet wurde. Den regionalen und kulturellen Unterschieden zwischen den verschiedenen 'unterentwickelten' Ländern und Regionen kam demgegenüber wenig Gewicht zu. Ausserdem wurde der Weiterbildung der 'Entwicklungsexperten' grosse Bedeutung beigemessen.

In der Zwischenzeit hatte aber auch die «junge Rotkreuzschwester» mit der tibetischen Tanzgruppe eine Entscheidung getroffen. Frau Schweitzer hatte eine Stelle als Krankenschwester in Uganda in Aussicht. Dieser Stellenantritt sollte ihr bisheriges humanitäres Engagement krönen. Frau Schweitzer stammt aus einer bürgerlich-katholischen Familie aus der Ostschweiz, die im Handwerk und im Gastgewerbe tätig war, und wuchs in finanziell bescheidenen Verhältnissen auf. Ihr Wunsch nach einer Laufbahn im Kunstbereich erfüllte sich nicht, so dass sie eine Zweitausbildung als Krankenschwester wählte mit dem Ziel, in einem 'Entwicklungsland' arbeiten zu können. Am Rotkreuzspital in Zürich, wo sie die Lehre absolviert hatte, erfuhr sie, dass Leiterinnen für Heime für tibetische Flüchtlinge in der Schweiz gesucht würden. In dieser Funktion lernte sie ihren Mann beim Teppichverkauf kennen.³¹

Herr und Frau Schweitzer standen nun vor der Wahl, nach Ruanda oder nach Uganda zu reisen. «Er hat mich überredet», erklärt Frau Schweitzer heute.³² Wichtig war bei diesen Verhandlungen das Argument, dass sich dann für Frau Schweitzer in Ruanda wohl schon irgendeine nützliche Tätigkeit finden werde. Den damaligen gesellschaftlichen Normen entsprechend gab Frau Schweitzer ihre eigenen Zukunftspläne zugunsten jener ihres Mannes auf. Weder die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen in Ruanda oder Uganda oder allfällige Bedürfnisse der dort lebenden Bevölkerung, noch die individuellen persönlichen und beruflichen Fähigkeiten und Stärken von Herrn und Frau Schweitzer bestimmten letztlich die Auswahl des Einsatzortes. Entscheidend waren vielmehr das Geschlecht und die patriarchalische Gesellschaftsstruktur in der Schweiz.

Kurz vor der Abreise heiratete das junge Paar und folgte damit einem verbreiteten Muster unter Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern.³³ Bei Herrn

31 Abschnitt nach Gesprächsnotizen, Bern, 27. Juni 2012.

32 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

33 In Österreich trug der damalige Österreichische Entwicklungshelferdienst (ÖED) den Übernahmen 'Österreichischer Eheanbahndienst'. Gerald Hödl, «'Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'. Eine 'Oral History' der österreichischen Entwicklungshilfe», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, Vol. 26 (2010) Heft 3, S. 95–118, hier S. 112.

und Frau Schweitzer waren es nun aber nicht in erster Linie gesellschaftliche Wertvorstellungen oder gar ungeschriebene Richtlinien des DftZ, die zu diesem Schritt Anlass gaben. Vielmehr wollte das Paar, das aus unterschiedlichen sozialen Schichten stammte, den Auslandsaufenthalt nutzen, um das Eheleben unbehelligt von gesellschaftlichen Konventionen und familiären Einflüssen einüben zu können. Gleichwohl begann auch für sie mit der Reise nach Ruanda eine doppelte Herausforderung: Zum einen galt es, sich in einer neuen Gesellschaft nützlich zu machen und als 'Entwicklungsexperte' Akzeptanz zu gewinnen. Zum anderen musste man das Leben als Paar ausprobieren und aushandeln. Mit Blick auf diese doppelte Herausforderung erklärt Herr Schweitzer rückblickend: «In unserem Fall war das natürlich noch mehr ein Sprung ins kalte Wasser mit diesem Ruanda.»³⁴

In der Aushandlungszone: Der Alltag von Frau Schweitzer

In Ruanda angekommen, lebte und arbeitete das Ehepaar in der Missionsstation Kabgayi. Diese Missionsstation war vergleichsweise gross und umfasste neben dem Sitz des Erzbischofs von Ruanda auch Spitaleinrichtungen, Schulen, eine Druckerei und eine Genossenschaft. Gerne hätte Frau Schweitzer nun im nahe gelegenen Spital als Krankenschwester gearbeitet. Die dort zuständigen Schwestern sahen allerdings keine Einsatzmöglichkeit für Frau Schweitzer, da sie von der ins Spital integrierten Schwesternschule bereits genügend Personal hatten. Im Fachwissen und in der Ausbildung von Frau Schweitzer in der Schweiz sahen sie offenbar auch keinen Mehrwert für ihre Schwesternschule. Lieber vergaben sie offene Stellen an ruandische Krankenschwestern. Nur in den letzten drei Monaten ihres Aufenthalts konnte Frau Schweitzer infolge einer personellen Vakanz doch noch tätig werden.³⁵

Diese unbefriedigende Situation wirkte sich auf die Beziehung des Ehepaars aus. Wie auch viele andere Ehepaare erlebten die Jungvermählten im Entwicklungsland ihre ersten Ehejahre als Bereicherung wie auch als Prüfung, als «einen richtiger Partnerschaftstest». Da Frau Schweitzer nicht arbeiten konnte und in Haus und Garten auch noch von ruandischem Personal unterstützt wurde, das aufgrund der Gepflogenheiten angestellt werden musste, war ihr Alltag eintönig und unausgefüllt. «Ich hätte so gerne etwas gemacht», seufzt sie noch heute. Für die wenigen sozialen Aktivitäten, die Kabgayi den Ausländerinnen und Ausländern zu bieten hatte, vermochte sie sich gemeinsam mit ihrem Mann nicht zu begeistern. Namentlich für das Tennisspiel konnten sie sich nicht erwärmen, teils mangels In-

34 Vgl. *humem. Das Gedächtnis der humanitären Schweiz*, <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

35 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

teresse, teils aber auch, weil sie im Tennisspiel einen «kolonialen Sport» sahen.³⁶ Erschwerend kam hinzu, dass Frau Schweitzer kurz vor ihrer Abreise nach Ruanda schwanger wurde, was ihren Aktionsradius zunehmend einschränkte. Da ihr Mann ausserdem oft tagelang unterwegs war, sass Frau Schweitzer nun vielfach einfach alleine in Kabgayi und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes. Einmal, als das Ehepaar gemeinsam von einem Ausflug wieder in Kabgayi eingetroffen war, notierte sich Herr Schweitzer in sein Tagebuch: «Fast tut es mir leid, wie ungerne meine Frau wieder nach Kabgayi zurückkehrt.»³⁷ Die Situation entspannte sich etwas, als Frau Schweitzer begann, ihren Angestellten im eigenen Haus Französisch zu unterrichten. «Das war sehr nett», erklärt sie im Rückblick. Sie habe einfach Freude an dieser Arbeit gehabt und die Angestellten ebenfalls.³⁸

Die Erfahrungen von Frau Schweitzer in Ruanda zeigen, dass sich in der Missionsstation Kabgayi im zwischenmenschlichen Kontakt die Definitionen von 'Entwickelten' und 'Unterentwickelten' beziehungsweise die Hierarchien zwischen Gebern und Empfängern aufzulösen begannen. So wird ersichtlich, dass die ruandischen Spitalverantwortlichen nicht jede angebotene Hilfe aus dem Ausland dankend annahmen, sondern dass anderen Überlegungen, etwa der Ausbildung ruandischer Krankenschwestern, höhere Priorität beigemessen wurde. Unklar bleibt dabei, wie weit es sich hier auf ruandischer Seite um einen bewussten Akt der Selbstbehauptung handelte. Bei den Französischstunden wiederum ging es offenbar um eine Situation, bei der das Geben und Nehmen zumindest gegenseitig war und aus der alle Beteiligten einen Nutzen ziehen konnten, sei es in Form von Spracherwerb, Geselligkeit, Sinnstiftung oder Zeitvertreib.

Nach rund acht Monaten bekamen Herr und Frau Schweitzer ihr erstes Kind. Sie folgten damit einem verbreiteten Verhaltensmuster unter Schweizerinnen und Schweizern in Entwicklungsländern. Der Familiennachwuchs gab Frau Schweitzer zum einen eine neue Beschäftigung. Die Geburt des Kindes hatte aber auch noch ganz andere Implikationen. Dass die Frauen von 'Entwicklungsexperten' Kinder bekamen, blieb auf ruandischer Seite weder unbemerkt noch uninterpretiert. Für die Zusammenarbeit und das Zusammenleben war die Existenz von Kindern von kaum zu unterschätzender Bedeutung. Kinder verliehen den jungen Erwachsenen einen neuen Status, sie waren nicht mehr nur 'Entwicklungsexperten' oder 'Entwicklungsexpertinnen' bzw. Ehefrauen von 'Entwicklungsexperten', sondern auch Väter und Mütter. Damit wurde eine neue Ebene des Austauschs geschaffen, eine Ebene, auf der sich Schweizerinnen und Schweizer und Ruanderinnen und Ruan-

36 Gesprächsnotiz, Bern, 27. Juni 2012.

37 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 2, 1969, S. 21. Privatarchiv, Bern.

38 Interview mit Frau Schweitzer, Zürich, 17. Februar 2010.

der nicht nur als ‘Entwickelte’ und ‘Unterentwickelte’ begegneten, sondern neu auch in der Funktion als Väter und Mütter aufeinander zugehen konnten. Ausserdem erhöhten Kinder den Status von Ausländerinnen und Ausländern und ihre Akzeptanz in der Gesellschaft.³⁹ Dies vor allem dann, wenn die Schweizer Eltern ihre Kleinen in lokale Kindergärten und Schulen schickten und sich damit auch von anderen Europäerinnen und Europäern abzugrenzen vermochten.⁴⁰ Darüber hinaus waren die Kinder, sofern sie für einige Jahre im Einsatzland lebten, vielfach als einzige in der Lage, sich in der lokalen Sprache zu verständigen und so neue Kontaktmöglichkeiten zu schaffen.⁴¹

Das Verhalten der Ausländerinnen und Ausländer aus Europa wurde von den Ruanderinnen und Ruander genau beobachtet. So entstand aus der Feststellung, dass die meisten Ehepaare ein oder zwei Kinder hatten, schnell die Theorie, dass Menschen aus Europa nicht mehr als zwei Kinder zeugen konnten. So stiess etwa ein Schweizer Ehepaar, das mehr als zwei Kinder hatte, mit dieser Kinderschar auf Verwunderung und erntete entsprechende Bemerkungen in ihrem ruandischen Umfeld.⁴² Ausserdem kursierte in ruandischen Kreisen zumindest vereinzelt die These, dass Schweizer Ehepaare in erster Linie nach Ruanda reisten, um hier Kinder zu kriegen, weil vielleicht in Ruanda das Klima besser sei als in der Schweiz.⁴³ Mit der Geburt ihrer Kinder lösten die Schweizerinnen und Schweizer bei den Ruanderinnen und Ruandern also Spekulationen über die schweizerische Zeugungsfähigkeiten sowie über versteckte Ziele und Absichten hinter dem schweizerischen Entwicklungsengagement aus. Zunächst zeigt dies, dass die Ruanderinnen und Ruander den Entwicklungsabsichten der Schweizer nicht trauten und noch andere Motivationen hinter dem schweizerischen Entwicklungsengagement vermuteten. Vor allem aber vermischten sich mit solchen Theorien die Grenzen zwischen ‘Entwickelten’ und ‘Unterentwickelten’. So wurden die Besucherinnen und Besucher aus der Schweiz durchaus als defizitär und – angesichts der geringen Kinderzahl – zumindest mit Blick auf die Zeugungsfähigkeit als ‘unterentwickelt’ betrachtet. Die Kinder und die mit ihnen verbundenen Theorien brachten damit Dynamik in das starre Schema von ‘Entwicklung’ und ‘Unterentwicklung’ und untergruben gängige Entwicklungsrhetoriken der Geber aus dem Norden.

39 Zur Funktion von Kindern in Entwicklungseinsätzen ist bislang kaum geforscht worden. Zu Kindern in einem anderen, dem missionarischen Kontext siehe Dagmar Konrad, *Missionsbräute. Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission*, Münster/New York/München/Berlin 2001, S. 315–341.

40 Interview mit J.-D. N., Kigali, 29. Juli 2009.

41 Interview mit W. R., Zürich, 17. Februar 2010.

42 *Ibid.*

43 Interview mit J. H., Kigali, 25. Juli 2009.

In der Aushandlungszone: Der Alltag von Herrn Schweitzer

Herr Schweitzer befand sich in einer anderen Situation als seine Frau. Er hatte eine Stelle bei der Genossenschaft *Travail, Fidélité, Progrès*, kurz: Trafipro.⁴⁴ Die Trafipro war damals eines der weltweit grössten und personalintensivsten Projekte des DftZ. Die Trafipro kaufte bei den ruandischen Bauern und Genossenschaf tern Kaffee zu angemessenen Preisen und verkaufte diesen auf dem Weltmarkt. Umgekehrt verkaufte die Trafipro den Bauern tägliche Gebrauchsartikel zu erschwinglichen Preisen. Die Geschichte der Trafipro verlief bis 1968 äusserst bewegt.⁴⁵ Ge gründet wurde die Genossenschaft 1956 von einem belgischen Missionar, der der *Missionsgesellschaft der Missionare von Afrika, den Weissen Vätern*, angehörte. Schon bald entwickelte sich die Trafipro zu einem Vehikel, mit dem die in den 1950er Jahren an Macht und Einfluss gewinnende Führungsschicht der Bevölkerungsgruppe der sogenannten Abahutu ihren politischen Kampf gegen die bisherigen Machtinhaber, die mehrheitlich zu den Abatutsi gezählt wurden, finanzieren und organisieren konnten.⁴⁶ Die dadurch entstehenden Kosten brachten die Genossenschaft ein Jahr nach der 1962 erfolgten Unabhängigkeit Ruandas in eine finanzielle Notlage. Die Schweiz, die vom ersten ruandischen Präsidenten 1962 um technische Hilfe angefragt worden war, gab dem Begehren statt und machte 1963 die Genossenschaft zum wichtigsten Projekt in Ruanda.⁴⁷ Nach einer erfolgreichen Phase des Auf- und Ausbaus geriet die Genossenschaft 1966 wegen Managementfehlern und sich verändernden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in der Region erneut in finanzielle Nöte. Die prekäre Situation führte zu Spannungen zwischen der ruandischen Regierung und ihren Vertretern im Verwaltungsrat der Trafipro und den schweizerischen Entwicklungsverantwortlichen, die die Genossenschaft operativ führten. Im Kern drehten sich diese Konflikte um zwei Fragen: Zum einen wurde darüber gestritten, ob die Genossenschaft ein selbsttragendes Entwicklungsprojekt sein sollte, das wirtschaftlich rentiert, oder ob mit der Trafipro die gesamte ruandische Wirtschaft auf genossenschaftlicher Basis aufgebaut werden sollte. Während die Schweizer Direktion der Trafipro und eine Mehrheit der Schweizer

44 Die Ausführungen zu diesem Teilkapitel basieren auf: Zürcher 2014, *op. cit.*

45 Othmar Hafner, *Commercialisation et développement. L'entreprise coopérative Trafipro au Rwanda*, Diss. Bern 1973.

46 Auf Kinyarwanda heissen die Angehörigen der drei grössten ethnischen Gruppen in Ruanda Umututu, Umututsi, Umutwa (sg.) bzw. Abahutu, Abatutsi, Abatwa (pl.). Daneben sind auch die Bezeichnungen Bahutu, Batutsi, Batwa verbreitet. In der kolonialzeitlichen Literatur finden sich häufig die Bezeichnungen Wahutu und Watussi. Ausserdem werden die verkürzten Formen Hutu und Tutsi verwendet.

47 Zum gegenseitigen Auswahlprozess siehe Lukas Zürcher, «'So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat'. Globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Ruanda in den 1960er-Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 275–309.

Mitarbeiter ein Konzept verfolgten, das die Trafipro als selbsttragendes und auf Rentabilität ausgerichtetes Entwicklungsprojekt definierte, zielten der ruandische Staatspräsident Grégoire Kayibanda und der ruandische Verwaltungsrat der Trafipro auf eine umfassendere Ausrichtung. Sie sahen in der Trafipro in erster Linie einen für die Entwicklung ganz Ruandas zuständigen Motor. Zum anderen drehten sich die Trafipro-Debatten um die Frage, wie stark das Unternehmen sich auf den Einkauf und Verkauf von Gütern zu beschränken habe und welche Bedeutung der genossenschaftlichen Selbstorganisation beigemessen werden sollte. Hier unterstützten die Schweizer mehrheitlich eine auf Einkauf und Verkauf fokussierte Genossenschaft, während die ruandische Seite die genossenschaftliche Selbstorganisation stärker betonte.

Die Auseinandersetzung zwischen der schweizerischen und der ruandischen Seite um die Ausrichtung der Trafipro eskalierte 1966/67 bei einer Neubesetzung des Postens des Trafipro-Direktors. Die Schweizer Beamten setzten sich dabei über den Willen des ruandischen Staatspräsidenten und den ruandischen Verwaltungsrat der Trafipro hinweg und installierten einen neuen Direktor mit dem Auftrag, die Trafipro zu sanieren und wieder rentabel zu machen. Diese schweizerische Machtdemonstration hatte Wirkung. Zum einen konnte die Rentabilität der Genossenschaft tatsächlich wiederhergestellt werden. So wurden neue Gelder für Sanierungsmassnahmen gesprochen, Filialen geschlossen, das Sortiment reduziert und Massnahmen gegen Diebstahl und Missbrauch ergriffen. Die Zahl der Schweizer Mitarbeitenden stieg dabei von ursprünglich fünf im Jahr 1964 auf 17 im Jahr 1968. Nach der Sanierung ging die Zahl bis 1971 wieder auf zwölf zurück.⁴⁸ Zum anderen zogen diese Spannungen eine Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Trafipro-Mitarbeitern der beiden Länder nach sich. Die Schweizer Entwicklungsverantwortlichen verhielten sich Mitte der 1960er Jahre ähnlich wie eine Kolonialmacht in den 1940er Jahren: Auf den vielfältigen Widerstand auf afrikanischer Seite reagierte sie mit einem erhöhten Transfer finanzieller und personeller Ressourcen. Insbesondere die 17 Schweizer Mitarbeiter, die 1968 die wichtigsten Funktionen innehatten und die Trafipro beinahe zu einem Schweizer Unternehmen in Ruanda machten, sandten eine unmissverständliche Botschaft an die ruandischen Mitarbeiter. Diese Botschaft formulierte die Schriftstellerin Isolde Schaad im Zusammenhang mit schweizerischen Hilfsbemühungen in Ostafrika so: «Wenn *Wir* nicht da sind, dann wird das, was *Ihr* in *Unseren* Projekten unternimmt, nicht so perfekt, wie *Wir* das wollen. Denn es sind *Unsere* Projekte.»⁴⁹

48 Hafner 1973, *op. cit.*, S. 31–33.

49 Isolde Schaad, *Knowhow am Kilimandscharo. Verkehrsformen und Stammesverhalten von Schweizern in Ostafrika. Eine Lektüre*, Zürich 1984, S. 19, Hervorhebungen im Original.

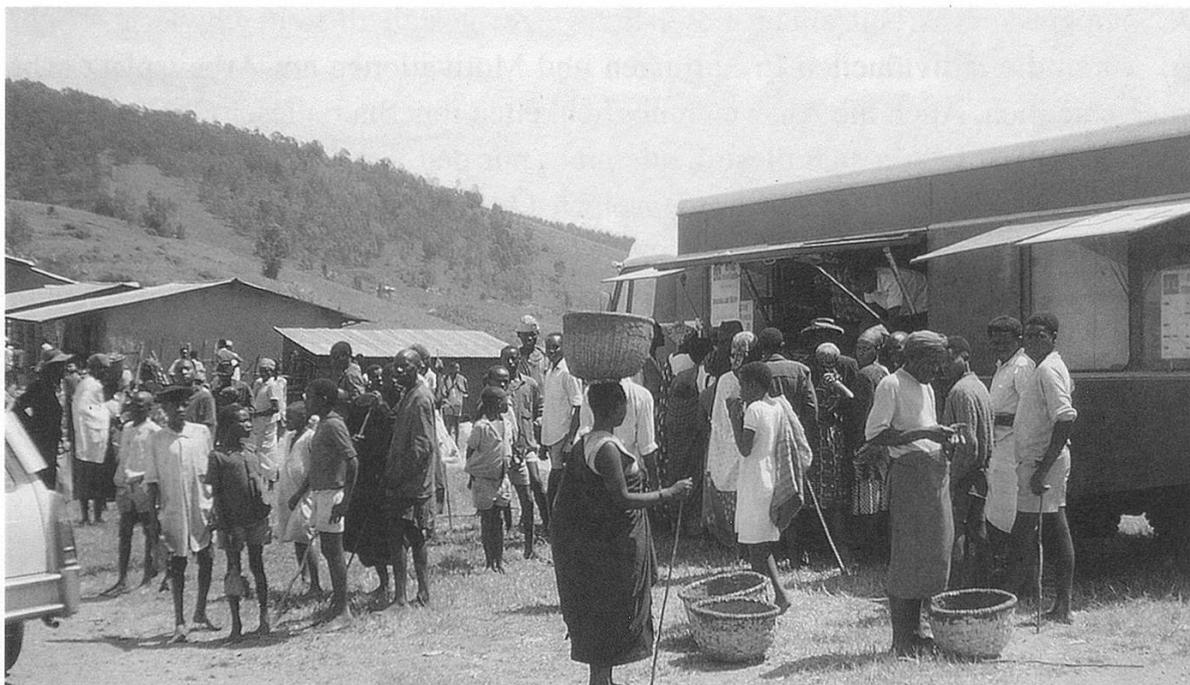


Abbildung 1: Begehrte Waren: Mobile Verkaufsstelle der Genossenschaft Trafipro, ca. 1970. Bildnachweis: A. S. (Privatarchiv).

Im Herbst 1968 gelangte Herr Schweitzer in diese ungemütliche Arbeitssituation: «Da war eigentlich der Wurm zu Beginn schon drin», resümiert Herr Schweitzer rückblickend seine Situation.⁵⁰ Dieser «Wurm» steckte nicht nur in den konkurrierenden Konzeptionen und Ausrichtungen des Projekts, sondern auch in der Zusammensetzung der Schweizer Trafipro-Mitarbeitenden. Seine Arbeitskollegen aus der Schweiz beschrieb er in seinem Tagebuch wie folgt:

A: bietet herzliche Gastfreundschaft, Bs: 'fröhliche Greenhorns'. C: aufgeweckt und intelligent, [...] behandelt die 'Schwarzen' freundlich, aber als 'boys'. D ist müde, möchte heim. Schade. Er hat fünf Jahre Afrikaerfahrung und kannte alle T[rafipro]-Direktoren. E: Kein Idealist: Jeder der aufsteigt, stiehlt. Wirkt flink im Geist und bestimmt, ist aber doch recht jung [für seine Aufgabe]. Von F habe ich keinen besonderen Eindruck (etwas versumpft, besonders seit er zwei rwandesische Mädchen totfuhr!). G wird geschätzt als einer, der seine Haltung nicht ständig ändert. H, Junggeselle, deshalb auch regelmässiger Barbesucher, erzählt mir, wie die Schwarzen die Finsternis und die Banditen fürchten. [...] I, für mich der Typ des intelligenten, ehrgeizigen Weissen. Er versteht 'sofort' das ganze Trafipro-Problem. Auch J lädt mich ein. [...] J wirkt etwas hilflos, z.Z. ohne Frau, ohne 'boy', mühsam im Gespräch [...].⁵¹

50 Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

51 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 2f. Privatarchiv, Bern. Die Namen der im Tagebuch erwähnten Personen wurden durch Grossbuchstaben in alphabetischer Reihenfolge ersetzt.

Der gemeinsame Arbeitsalltag dieser Schweizer gestaltete sich schwierig. Nicht nur waren die individuellen Erfahrungen und Motivationen am Arbeitsplatz sehr unterschiedlich. Auch die Ausweichmöglichkeiten innerhalb dieser Gruppe waren begrenzt. Meist teilten sich diese Leute nicht nur den Arbeitsalltag, vielfach verbrachten sie auch die Freizeit an denselben Örtlichkeiten. Hinzu kam, dass die Schweizerinnen und Schweizer mit ihren persönlichen Erfahrungen und Schicksalsschlägen, mit ihrem Einfluss und ihrem Reichtum, worüber sie in Ruanda plötzlich verfügten, sowie mit ihrer stets ausserordentlichen Lebenssituation vielfach überfordert waren. Vom DftZ erhielten sie wenig Unterstützung bei der Bewältigung des Arbeits- und Lebensalltags. Ein damaliger Schweizer 'Experte', der in einem anderen Schweizer Entwicklungsprojekt in Ruanda arbeitete, erklärte zu dieser Überforderung rückblickend:

Die institutionelle Pflege der Psyche der Entwicklungshelfer, die hat eigentlich versagt, wenn man das sagen kann, weil man die ganze Tiefe der Konfrontation der sich überlagernden Kulturen zu wenig verstanden hat, zu wenig ernst genommen hat. Und weil man sich natürlich immer als Besserwisser überlagern wollte: 'macht endlich, Afrikaner!' Und dass da ganz andere Kräfte, andere Erwartungen aufeinander treffen, das hat man schon wahrgenommen, aber man musste ja produzieren, man musste ja was leisten. Man konnte sich dort nicht einfach afrikanisch verhalten.⁵²

Auch Herr Schweitzer musste etwas leisten. Seinen Leistungsauftrag hatte er sogar selber in seinem Pflichtenheft festgeschrieben. Innerhalb dieser Genossenschaft war er für die Förderung der genossenschaftlichen Mobilisierung und Selbstorganisation unter den ruandischen Bauern zuständig. Engagiert und pflichtbewusst stürzte sich Herr Schweitzer in die Arbeit: «Opfere die Sonntage – auch etwas die Familie», notierte er sich zu Beginn seines Aufenthalts in sein Tagebuch.⁵³ Es war für Herrn Schweitzer eine Herausforderung, sich in die Gruppe der Schweizer Mitarbeiter zu integrieren. Seine eigene damalige Position in dieser Gruppe von 'Entwicklungsexperten' skizziert er aus heutiger Perspektive wie folgt:

Und da bin ich, «jetzt kommt da ein kleiner Soziologe, ziemlich unbedarft» (Hochdeutsch) und [...] ist auch nicht, äh, Afrikaspezialist. Ich kannte da die Afrikakultur ja überhaupt nicht. Und sollte jetzt da für Bern [...] eigentlich eine Expertise machen. Also, wie kann man jetzt diesem Unternehmen, das etwas in der Luft hängt, weil es nicht verankert ist, weder in der Politik, noch in der Bevölkerung, wie könnte man jetzt das, dem eigentlich mehr Boden geben?⁵⁴

52 Interview mit A. S., Zürich, 17. Februar 2010.

53 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 3. Privatarchiv, Bern.

54 Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).



Abbildung 2: Genossenschaftlicher Wagenpark: Ausrangierte Schweizer Armeelastwagen im Einsatz für die Trafipro, ca. 1965. Bildnachweis: Jakob Peter Uetz (SozArch_F_5102).

Auf der Suche nach einer Antwort auf die Frage, wie das Projekt bei der ruandischen Bevölkerung besser verankert werden könnte, war Herr Schweitzer weitgehend auf sich alleine gestellt. Er merkte dabei schnell, was eines seiner grundlegenden Probleme war: «Ich bin auch nicht ein Genossenschaftsspezialist.»⁵⁵ Herr Schweitzer, der weder Afrika- noch Genossenschaftsexperte war, nun aber gegenüber der ruandischen Bevölkerung genossenschaftliche Ideale fördern und das Genossenschaftswesen festigen sollte, konnte nur auf wenig Hilfe zählen. Als 'Entwicklungsexperte' und der lokalen Sprache Kinyarwanda nicht kundig, gelang es ihm nur bedingt, auf der ruandischen Seite um Rat zu fragen. Wie viele andere 'Entwicklungsexperten' vertiefte auch er nicht den beruflichen Austausch mit den Missionaren vor Ort. Zwar suchte er durchaus den Kontakt, freundete sich mit ihnen an und machte ein Mitglied der Missionsgesellschaft der Weissen Väter gar zum Paten seines Kindes. Dennoch führt er heute selbstkritisch aus:

Ich kam ja nicht einmal auf die Idee, dass man eigentlich zu den alten Missionaren in die Schule hätte gehen müssen. Die alten Missionare, die ein Leben lang dort lebten, die die Sprache sprachen, die schon lange nicht mehr einfach Missionare waren, die irgend-

⁵⁵ *Ibid.*

wie taufen und predigen, sondern die handfeste Entwicklungshilfe in allen Dörfern machten. Mit denen redete nicht einmal ich (zeigt auf sich) viel, obwohl die mir eigentlich sehr viel hätten beibringen können [...].⁵⁶

In dieser Situation, in der sich innerhalb der Schweizer Expertengruppe vielfach Unwissen, Halbwissen und Besserwissen zu einem 'Expertenwissen' vermengten, kämpfte sich Herr Schweitzer durch den Alltag. So überfordert er war, so beschränkt war sein Tätigkeitsfeld.

Was ich konkret machte: ich war eigentlich der Driver meines Teams [...], das im ganzen Land mit dem Auto Genossenschaftsversammlungen organisierte. [...] Ich lernte die Sprache nie [...] Aber damit (somit) organisierten sie es auch selber [...].⁵⁷

Diese Form von 'Expertenwissen' hatte neben einer beschränkten Einsatzmöglichkeit noch andere Folgen. Einerseits führte es zu ganz unterschiedlichen Problembezeichnungen bei der Entwicklungszusammenarbeit. So ortete ein Schweizer Kollege gemäss Tagebuchnotizen von Herrn Schweitzer das Problem bei den 'Experten' selber: «Unser Handicap: Wir sind 'Grossverdiener'.» Ein anderer, der sich gerne in Bars aufhielt, unterstrich diesen Punkt mit den Worten: «Die Rwandesen verstehen nicht, wie die Schweizer so unendlich reich sein können.» Schliesslich glaubte ein dritter Kollege aus der Schweiz, «die 'Mauer' zwischen Rwandesen und Ausländern sei undurchdringbar. Fremde Einmischung sei unerwünscht. Auch nach Jahren habe er noch keinen Einblick in die Politik.»⁵⁸ Andererseits kam es zu allerlei pauschalisierenden Interpretationen des Ruanders an und für sich sowie von dessen Handlungsspielräumen. Ein Kollege Herrn Schweitzers analysierte dazu selbstsicher: «Die Rwandesen befriedigten 'technisch', doch fehle den Führungskadern der Mut zu selbständigen Entscheidungen. [...] Kein Filialleiter kann selbständig handeln. Wenn er Diebstähle zu verhindern versuche, würde er zusammengeschlagen.»⁵⁹ Ob Reichtumsgefälle, eine nicht näher definierte «Mauer» oder sozialer Druck und Kontrolle – jeder Schweizer zimmerte sich in Ruanda seine ganz eigene Theorie zur Erklärung der mangelhaften Zusammenarbeit zwischen Schweizern und Ruandern zusammen.

Vor diesem Hintergrund, der sich aus Heterogenität in der Gruppe, Wissenslücken, Überforderung und einem Jahrmarkt von Problembezeichnungen und Interpretationen zusammensetzte, herrschte innerhalb der Gruppe der Schweizerinnen und Schweizer nicht nur freundschaftlicher Austausch und gegenseitige Unterstützung. Vielmehr zeichnete sich das rein schweizerische Zusammenleben auch durch

56 *Ibid.*

57 *Ibid.*

58 Ganzer Abschnitt nach: Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 2, Privatarhiv, Bern.

59 *Ibid.*, S. 1.

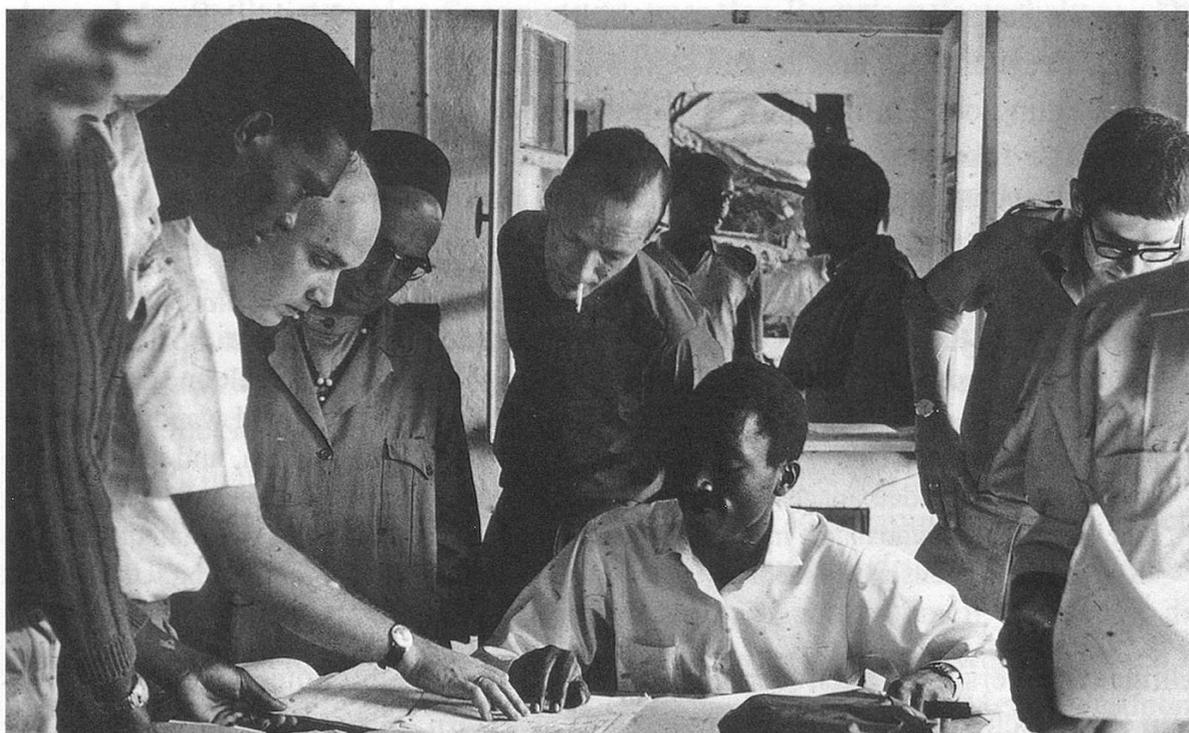


Abbildung 3: Gemeinsam bei der Arbeit: Schweizer und Ruander in einem Büro der Trafipro, ca. 1965. Bildnachweis: Jakob Peter Uetz (SozArch_F_5102).

Misstrauen, Konkurrenz und eine Fülle von Konflikten aus. Neben Diskussionen über die richtige Strategie für die Genossenschaft gaben auch andere Themen zu Zwietracht Anlass. Dies ist grundsätzlich wenig überraschend: Wo gearbeitet wird, gibt es Konflikte. Mit Blick auf Entwicklungszusammenarbeit sind aber einige

Konflikthintergründe bemerkenswert. So konnte der Kontakt zu ruandischen Mitarbeitenden und zur ruandischen Bevölkerung eine Konfliktquelle darstellen. Der Kontakt zu Ruanderinnen und Ruandern war Aufgabe und Pflicht für jeden 'Entwicklungsexperten'. Dabei konnte dieser Kontakt durchaus auch Formen eines Statussymbols annehmen und damit der Selbstbestätigung und Abgrenzung gegenüber anderen 'Entwicklungsexperten' dienen. Entsprechend wurde er nicht nur gerne unterstrichen, sondern war immer auch von Skepsis und Missgunst begleitet. Wer viel Kontakt zu ruandischen Mitarbeitern hatte, unterstützte wohl eher auch deren breites Trafipro-Konzept, munkelte man gerne unter Schweizern. Herr Schweitzer erklärt rückblickend:

Ich hatte einen sehr guten Kontakt mit diesen Ruandern. Währenddem die Schweizer Experten sehr oft eigentlich allein arbeiteten und sahen das gar nicht so wahnsinnig gerne, dass ich so einfach stets nur mit Ruandern verkehrte.⁶⁰

⁶⁰ Vgl. <http://index.humem.ch/search>, Interview vom 22. Juni 2009 (Stand: 30. September 2012).

Die vorhandenen Konflikte wurden vielfältig ausgetragen. Rückblickend vermutet Herr Schweitzer, dass er während seines Einsatzes in Ruanda von der schweizerischen Leitung der Trafipro bewusst an den Rand gedrängt wurde, da er einem auf Rentabilität fokussierten Kurs im Wege stand. Etwas salopp führt er diese Annahme mit den Worten aus:

[Ich] merkte natürlich bald, dass ich auch als Störenfried betrachtet werde von der Schweizer Seite, zum guten Teil (von den meisten), vor allem vom Direktor. Der merkte: Jetzt hat da Bern so einen Schnüffler geschickt, oder, so einen Soziologen, die kann man ja sowieso eigentlich nicht so brauchen. Das sind so (lächelt und fuchtelte mit der Hand vor dem Kopf), das sind so schöngeistige Leute, [...] und wandte natürlich einen ganz schlaunen Trick an. Er sagte: Sehr gut, dass ihr da seid, äh, und ich finde die Genossenschaftsidee ausgezeichnet. Wir haben dort eine Genossenschaft, ganz hinten im Gaggio [Niemandland] irgendwo. Das könntet ihr jetzt schauen, wie man da eine autonome Genossenschaft macht. Wir stellen euch diese gerne zur Verfügung. Und dort ist noch eine.⁶¹

Umgekehrt versuchte auch Herr Schweitzer seine Ziele mit unterschiedlichen Mitteln zu erreichen. Konflikte mit anderen Schweizern, insbesondere mit einem der verschiedenen Trafipro-Direktoren, die während seines Aufenthalts der Genossenschaft vorstanden, beschrieb Herr Schweitzer in seinem Tagebuch selbstkritisch:

Eine Flurbereinigung täte not. Bin ich so etwas wie ein Berufsrevolutionär? So komme ich mir vor, wenn ich nun bei [meinem Chef] sowie bei den meisten Expertenkollegen [...] keine Chance sondiere, wie die Lösung des 'gordischen Knotens' der Förderung der genossenschaftlichen Basis durchgehauen werden könnte. Das Problem: Alle lehnen [den Schweizer Chef] [...], der unsere Anliegen Bern gegenüber vertreten müsste, als unfähig ab. Nun versuche ich, [ihn] möglichst schonend [...] zu überzeugen [...] zurückzutreten. Ob das gelingen kann?⁶²

Doch nicht nur die schweizerischen Trafipro-Mitarbeiter waren eine heterogene und in sich zerstrittene Gruppe. Auch die ruandischen Mitarbeiter waren in ihrer Zusammensetzung alles andere als homogen und einträchtig, wie aus Herrn Schweitzers Tagebuch zu entnehmen ist:

[Der] secrétaire générale, einer der wenigen schwarzen Spitzenkader: wendig, intelligent, guter Redner. [Ein Schweizer Kollege] meint, er sei faul, [ein anderer Schweizer Kollege]: nicht alle 'Schwarzen' schätzten ihn. [...] Die 'Schwarzen' behandelt er eher von oben herab, gibt sich jedoch Mühe, die Dinge zu erklären. [...] Die beiden andern Mitarbeiter [...] sind stille, fleissige, vielleicht etwas unbeholfene Burschen.⁶³

61 *Ibid.*

62 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 4, 1969/70, S. 52. Privataarchiv, Bern.

63 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 3. Privataarchiv, Bern.

An anderer Stelle ist zu den Spannungen unter den Ruandern festgehalten: «Die Rwander trauen sich gegenseitig nicht. So fürchten sie sich auch, hart vorzugehen, denn hier wird sehr schnell Gift gemischt.»⁶⁴

Unabhängig davon, ob tatsächlich schnell «Gift» gemischt wurde oder nicht, war die Angst vor Sanktionen in Form von Stellenverlust, Karriereknick oder Imageschaden wohl auf beiden Seiten stets vorhanden und beeinflusste die Konsensfindung bei der Implementierung von Entwicklungsansätzen. Als «Gift» darf wohl auch die Ethnisierung der Unternehmenspolitik innerhalb der Trafipro bezeichnet werden, die insbesondere von ruandischer Seite betrieben wurde, gegen die aber auch einzelne Schweizer nicht immun waren. Im Zuge dieser Ethnisierung wurden diejenigen Mitarbeitenden, die der Bevölkerungsgruppe der Abatutsi zugeordnet wurden, von jenen, die sich zu den Abahutu zählten, diskriminiert und von hochrangigen Positionen ferngehalten.⁶⁵ Hinzu kamen auf ruandischer Seite regionale Konflikte zwischen jenen, die aus dem Norden des Landes kamen, und jenen, die aus Zentralruanda und dem Süden stammten. Entwicklungshilfe wurde dadurch in der Trafipro noch verschärft zu einer Aushandlungszone, in der Menschen unterschiedlichster Herkunft und kultureller Prägung mit verschiedenen Motiven, Weltanschauungen und Pflichtenheften um Einfluss, Macht und die ihrer Meinung nach richtige 'Entwicklung' rangen, wobei verschiedene Problemdefinitionen, Methoden und Ziele miteinander in Konflikt standen.

In der Trafipro wurden die drängenden Fragen rund um Auftrag, Ziel und Methode selten formell verhandelt. Der eigentliche Verhandlungsprozess fand im Alltag statt und wurde seit Mitte der 1960er Jahre vor allem mittels Personalpolitik, Intrigen, gegenseitiger Bespitzelung oder mangelndem Arbeitseinsatz ausgetragen. Entsprechend beeinträchtigt erwies sich Ende der 1960er Jahre – nur wenige Jahre nach Beginn der Zusammenarbeit – das Arbeitsklima zwischen Schweizern und Ruandern. Zu einem ruandischen Kadermitarbeiter notierte sich Herr Schweitzer in sein Tagebuch:

Den 'Weissen' gegenüber empfindet er eine Art 'ressentiment'; Die Weissen lüden keine Schwarzen ein, behandelten sie nicht wie Gleichberechtigte, sprechen Schweizerdeutsch in Anwesenheit der Rwander! [...] Langsam ahne ich, dass ich da ein Wespenest geerbt habe.»⁶⁶

Und schon fast hörbar seufzend hielt er für sich einige Zeit später fest:

64 *Ibid.*, S. 10.

65 1973 kam es gar zu Massenentlassungen von Abatutsi. Ausführlich dazu: Zürcher 2014, *op. cit.*

66 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 6. Privatarchiv, Bern.

[Ein ruandischer Mitarbeiter] macht einmal mehr seinen Ressentiments Luft: ‘Les suisses nous employent pour balayer la cour. Ils croient qu’on cherche du travail. Vous changerez aussi dans deux mois!’ [...] Ich bitte ihn, solidarisch zur Trafipro und zum Team zu bleiben. Nun ist [er] plötzlich sehr am Sociétariat [dem für genossenschaftliche Selbstorganisation zuständigen Bereich der Trafipro] interessiert, nachdem er meinen Dokortitel entdeckt hatte und dass ich die englische Sprache beherrsche. Ich schlage ihm vor, abzuwarten, um ein Veto von [einem Schweizer Vorgesetzten] zu vermeiden. [Ein anderer Ruander] möchte auch ins Sociétariat. [...] Doch aufgepasst: [der Schweizer Vorgesetzte] könnte jaloux werden, wenn der zu mir kommt ... Auch [ein weiterer Ruander] möchte im Sociétariat arbeiten, aber nur, wenn [der erste Ruander] nicht dabei ist. Etc. etc.⁶⁷

In seiner Einschätzung, sich in einem «Wespennest» zu befinden, sah sich Herr Schweitzer schliesslich noch viele Male bestätigt. Immer wieder finden sich entsprechende Hinweise in seinem Tagebuch. Nach einem Gespräch mit Ruandern notierte er sich zum Beispiel deren Worte in direkter Rede:

Wir Ruander fühlen uns bloss als ‘subordonnés’. Wir werden nicht informiert. Die ‘joint-meetings’ wurden im ganzen nur drei Mal durchgeführt und dann wieder suspendiert. Den Direktor sieht man fast nie. Wir haben keine Sicherheit als Personal. Auf die deutschsprachige Konversation unter Schweizern sind wir allergisch [...].⁶⁸

Die verfahrenere Situation, die Herr Schweitzer mitunter als «gordischen Knoten» bezeichnete, konnte nicht gelöst werden. Vielmehr eskalierte die Situation laufend und führte zu enttäuschten Hoffnungen und zu Frustration. Einige resignierten auch. Der damalige Schweizer Trafipro-Direktor beklagte den Undank der Ruanderinnen und Ruander und zog sich offenbar auf eine desillusionierte und entsprechend radikale Position zurück:

Die Schweiz soll [...] dort helfen, wo Katastrophenhilfe notwendig ist. ‘Du bist deinem Mitmenschen erst dankbar, wenn du am Boden bist.’ Längerfristig könnten sich die Völker nur selbst helfen [...].⁶⁹

Umgekehrt machte auch der ruandische Präsident seinem Unmut Luft. Als Herr Schweitzer mit seinem designierten Nachfolger etwas unverfroren beim Präsidenten an die Tür klopfte, ergab sich in dessen Privathaus ein rund zweistündiges Gespräch, das angesichts der einbrechenden Nacht bei Kerzenlicht geführt und von viel Bierkonsum begleitet wurde. Herr Schweitzer resümierte im Anschluss das Gespräch in einer vertraulichen Gesprächsnotiz zu Handen der Ruanda-Verantwortlichen im DftZ:

67 *Ibid.*, o.S.

68 *Ibid.*, S. 12.

69 *Ibid.*, S. 4.

Der Praesident vertritt eine Konzeption, welche unserm privatwirtschaftlichen Rentabilitätsdenken diametral entgegenläuft. Ihn interessieren unsere Kostenüberlegungen gar nicht. Ihn interessiert nur, dass TRAFIPRO als 'instrument du développement national' einfach überall dort einspringt und hilft, wo lokale Bedürfnisse bestehen oder Initiativen in irgend einem Sektor aufkommen. Er spricht von TRAFIPRO wie von einem Staatsbetrieb, der das Land entwickeln will, dafür natürlich finanzielle Mittel benötigt und diese dann eben von irgendwoher auftreibt. Und wenn die Rechnung nicht aufgeht, dann sucht man eben Hilfe von aussen. Wenn die Schweizer solche Subventionen nicht mehr zahlen wollen, fragt man eben die 'Israeli.' [...] K.[ayibanda] macht keinen Hehl, dass er sich vom 'Schweizerkurs' der TRAFIPRO zunehmend distanziert. Folgende Äusserungen sind dafür bezeichnend: Wenn eben die Schweizer nicht mehr zahlen wollen, gehen wir zu jemand anders. [...] Die eigenwillige Personalpolitik der TRAFIPRO wird missbilligt. [...] K. betonte, wie er zwei so 'Herausgeschmissene' selbst engagierte und mit ihnen voll zufrieden ist. [...] K. spricht von TRAFIPRO-Problemen immer von 'vos problèmes', 'vous les Suisses', 'vous devez' etc, nie von 'nos problèmes', 'nous devons' etc [...].⁷⁰

Dieses Gespräch jenseits diplomatischer Gepflogenheiten macht deutlich, wie wenig sich der ruandische Präsident mit den Projekten der Schweiz identifizierte und wie deutlich er das Vorgehen der Schweiz ablehnte. Die schweizerische Hilfe entsprach keineswegs seinen Vorstellungen. Entsprechend wurden die Schweizer bei der Trafipro auf oberster politischer Ebene denn auch eher geduldet als geschätzt. Ausserdem unterstreicht das Gespräch die von Isolde Schaad so pointiert hervorgehobene Dichotomie zwischen Uns und Euch.⁷¹ Spätestens 1969, sechs Jahre nach Beginn der technischen Zusammenarbeit, führte der DftZ die Trafipro nicht mehr gemeinsam mit, sondern immer mehr trotz der Mitsprache der ruandischen Mitarbeiter und Politiker weiter.

Als Herr Schweitzer um 1970 vor der Wahl stand, eine ihm angebotene Vertragsverlängerung anzunehmen oder aber seinen Einsatz in Ruanda zu beenden, beschloss er gemeinsam mit seiner Frau, seine Tätigkeit in Ruanda abzubrechen. Grund hierfür war nicht nur die Arbeits- und Lebenssituation in Ruanda. Das Paar hatte die Möglichkeit, erneut nach Asien zu ziehen und dort in Sri Lanka in einem anderen Projekt tätig zu werden. Die Konflikte, die Herr Schweitzer in seinem Alltag erlebt hatte und an die er sich noch heute lebhaft erinnert, flauten nach seinem Wegzug nicht ab. So sind seine individuellen Erlebnisse und Tagebucheinträge auch keine Einzelercheinungen. Im Gegenteil: Die Trafipro blieb ein «Wespenest». Es scheint, dass sich die Situation gar noch zuspitzte. Zwei Jahre später be-

70 Herr Schweitzer: Notiz meiner persönlichen Eindrücke der Besprechung von Herrn Fred Furrer und mir mit Präsident Kayibanda/Rwanda, Januar 1970. Privatarchiv, Bern.

71 Schaad 1984, *op. cit.*, S. 19.

reiste der damalige *Attaché de l'Assistance Technique* der Schweizer Botschaft in Nairobi das Land und die Trafipro und hielt in seinem Reisebericht fest:

Trafipro befindet sich gegenwärtig in einer schwierigen Situation, die wie folgt charakterisiert werden kann: Es bestehen Spannungen zwischen der Direktion und den schweizerischen Mitarbeitern; die gegenwärtige Direktion scheint nicht über die notwendigen fachlichen Qualifikationen zur Führung eines solchen Unternehmens zu verfügen; die Direktion ist in ihren Entscheidungen allzusehr von Bern abhängig, was eine straffe Führung und die notwendige Entscheidungsfreiheit zu stark einschränkt; im Unternehmen Trafipro bestehen Informationsprobleme (Direktion–Verwaltungsrat–Schweizerische Mitarbeiter–rwandesische Mitarbeiter); in rwandesischen Kreisen herrscht der Eindruck vor, dass Trafipro ohne grosse Rücksichten auf Rwanda von der Schweiz geleitet wird (Trafipro = schweiz. Unternehmen).⁷²

Und ein Jahr später schilderte ein damaliger Trafipro-Mitarbeiter das Disaster mit den Worten:

Les relations personnelles sont déplorable tant sur le plan des rapports des experts suisses entre eux que sur le plan de nos rapports avec les Rwandais. Les ambitions personnelles, les intrigues, la méfiance, voire le mépris ont désolidarisé les experts d'une façon si évidente qu'aucun Rwandais ne s'y trompe. Aussi, est-il normale qu'ils ne manquent pas de tirer profit de cette situation. Il ne faut pas s'étonner si les rapports entre cadres suisses et cadres rwandais sont tendus et si le climat de confiance, que tout le monde souhaite, n'est pas réalisé. [...] Ecrire et dire que 'à Trafipro il n'y a pas des Suisses et des Rwandais, mais des cadres à différents niveaux' n'est pas suffisant; il faut que les faits corroborant cette assertion et ce n'est pas le cas actuellement.⁷³

Schluss

Die Erfahrungen von Herrn und Frau Schweitzer sind ihrer spezifischen Form nach einzigartig. Selbstredend erlebte jedes Ehepaar einen Auslandsaufenthalt unterschiedlich. Gleichwohl gehören vermutlich die Vielfalt von Interessen, Motivationen und Gemütslagen sowie die daraus resultierenden Probleme im Projekt- und Lebensalltag zu den grundlegenden Erfahrungen einer Mehrheit von Schweizer Entwicklungsfachleuten. Und diese Erfahrungen stehen vielfach quer zur bisherigen Sicht auf Entwicklungszusammenarbeit. Für eine Geschichte der Entwicklungsbemühungen seit den 1940er Jahren sind sie vor allem insofern von Bedeutung, als sie bisherige Ansätze und Meistererzählungen ergänzen oder in Frage stellen.

72 R. D., Reisebericht Rwanda, 7. Januar 1972 – 1. Februar 1972, 3. Februar 1972, S. 5, Privatarchiv Hubert Baroni, Lonay.

73 G. C., Note au Délégué à la coopération technique, 17. Februar 1973, S. 4. Privatarchiv Hubert Baroni, Lonay.

Zunächst wird deutlich, wie offen, formbar und anschlussfähig der Begriff 'Entwicklung' ist und auf welchen unterschiedlichen Ebenen er ausgehandelt werden muss. Ob mit sich selber, mit der Familie, in der Beziehung, in der Entwicklungsorganisation oder vor Ort im Entwicklungsprojekt – überall mussten Herr und Frau Schweitzer über Sinnhaftigkeit, Form und Umsetzung von Entwicklungsbemühungen verhandeln und ringen. In Ruanda liefen diese Aushandlungsprozesse dabei nicht nur zwischen Schweizern und Ruändern, sondern ebenso sehr unter Ruändern, die zu unterschiedlichen ethnischen Gruppen gezählt wurden oder aus verschiedenen Regionen stammten.

In diesen unterschiedlichen Aushandlungssituationen treten zweitens eine grosse Beliebigkeit und Willkür zutage, welche die Implementierung von Entwicklungsvorhaben begleiten. Die Gruppe von Menschen, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt anschickt, irgendwo irgendwas entwickeln zu wollen, ist meist bunt und vielfältig, durch Partikularinteressen zersplittert, ideologisch aufgespalten und unterschiedlich motiviert. Angesichts solcher Heterogenität zeigt sich, wie abhängig Entwicklungszusammenarbeit von der Persönlichkeit einzelner Personen oder von der Gruppenzusammensetzung ist. Ausserdem wird sichtbar, wie entscheidend persönliche Befindlichkeiten, Antipathien und Animositäten sowie Seilschaften und Freundschaften für die Definition von Zielsetzungen und die alltägliche Umsetzung von Entwicklungsvorhaben waren und sind. Die Auswirkungen der Gruppendynamik – die der Entwicklungszusammenarbeit zuweilen den Charakter eines «Wespennestes»⁷⁴ geben konnten – wurden bislang in der geschichtswissenschaftlichen Forschung wie auch auf entwicklungstheoretischer Ebene noch viel zu wenig untersucht.⁷⁵

Der Vielfalt von Aushandlungssituationen sowie der Beliebigkeit und Willkür in der Zusammensetzung der Projektmitarbeitenden entsprechend hatten drittens sowohl die 'Entwickelten' wie auch die 'Unterentwickelten' bemerkenswert grosse Handlungsspielräume. Auf Schweizer Seite wurden diese so weit ausgenutzt, bis sich die 'Entwicklungsexperten' in Situationen der Überforderung wiederfanden. Diese Überforderung wiederum eröffnete den ruandischen Projektmitarbeitern neue Handlungsfelder. Gerade im Projektalltag stellt sich daher die Frage nach der Machtkonfiguration in Entwicklungsprojekten neu. Zwar bleiben auch hier die Machtasymmetrien zugunsten der 'Geber' bestehen, die Erfahrungen von Herrn und Frau Schweitzer zeigen aber, dass Letztere verschiedentlich nur sehr beschränkt auf Dynamiken im Alltag reagieren konnten – oder im Fall von Frau

74 Tagebuch von Herrn Schweitzer, Teil 1, 1968, S. 6. Privatarchiv, Bern.

75 Zu Ansätzen in ethnologischen Arbeiten siehe David Mosse, *Cultivating Development. An ethnography of aid policy and practice*, London 2005; ders. 2011, *op. cit.*

Schweitzer – von ‘Entwicklungszusammenarbeit’ weitgehend ausgeschlossen wurden. Die vereinfachte Vorstellung von aktiv handelnden Gebern und passiv empfangenden Nehmern ist demnach nicht zutreffend. An ihre Stelle muss eine Vorstellung von Widerständigkeit oder gar Obstruktion auf Seite der ‘Unterentwickelten’ treten. Zu solchen Widerstandsformen zählt auch, dass auf ruandischer Seite Schweizer Rhetoriken selbstloser und uneigennütziger Hilfe zurückgewiesen und mit dem Formulieren eigener Theorien – etwa der Kindertheorie – konterkariert wurden.

Schliesslich lässt eine Untersuchung des Alltags die Bedeutung von Entwicklungsparadigmen, die meist an Entwicklungsdekaden gekoppelt sind, in den Hintergrund treten. So wurde etwa Herr Schweitzer in den 1960er Jahren, der Dekade des Trickle-Down-Credos, bereits für eine Entwicklungstätigkeit angestellt, die erst in den 1970er Jahren als ‘Entwicklung von unten’ bezeichnet wurde. Ebenso folgte das Genossenschaftsprojekt seiner eigenen Logik und Periodisierung, also auch weitgehend unabhängig von den sich kontinuierlich wandelnden internationalen Entwicklungsdiskursen. Diese sogenannten Paradigmenwechsel waren denn auch keine eigentlichen ‘Wechsel’. Vielmehr müssen sie als kontinuierliche Erweiterung und Addition von Entwicklungsansätzen und Entwicklungstheorien verstanden werden.

Im Alltag der Trafipro werden exemplarisch globale Durchsetzungsversuche des westlich dominierten Entwicklungsversprechens deutlich, die bis heute neben Mitmachen und Vorantreiben immer auch von Verweigerungshaltungen und Subversion begleitet sind. Herr und Frau Schweitzer beteiligten sich dabei nicht nur tagtäglich an der ‘Entwicklung’ Ruandas. Auf einer Mikroebene waren sie auch Teil globaler Vergesellschaftungsprozesse, in denen etwa im Rahmen eines Entwicklungsprojekts in stets unterschiedlichen Machtkonstellationen immer wieder aufs Neue nicht nur politische Positionen, sondern auch Vorstellungen von Entwicklung, Identitäten oder Kultur verhandelt werden.

Von Büffeln, bissigen Hunden und Platzhirschen: Schweizer Entwicklungsversuche im Himalaja, 1958–1970*

Sara Elmer

Im Osten Nepals, zwischen der Hauptstadt Kathmandu und dem Einzugsgebiet des Mt. Everest, entstand ab Ende der 1950er Jahre eines der ersten umfassenden Entwicklungshilfsprogramme unter Schweizer Regie: das Jiri-Mehrzweckprogramm. Die *Swiss Association for Technical Assistance* in Nepal (SATA)¹ errichtete ab 1958 eine einfache Viehzuchtstation in der Talschaft von Jiri und baute diese fortlaufend zu einem umfangreichen ländlichen Entwicklungsprogramm aus, das 1970 der nepalesischen Regierung übergeben wurde. Die Erfahrungen des Jiri-Programms führten in den 1970er Jahren schliesslich zu einem der damals grössten Schweizer Entwicklungsprojekte in Nepal, dem *Integrated Hill Development Project* (IHDP).² Wie die folgenden drei Momentaufnahmen illustrieren, verlief das Jiri-Mehrzweckprogramm keinesfalls geradlinig nach Plan, sondern vielmehr nach dem Prinzip Versuch und Irrtum und war Produkt stetiger Aushandlungen zwischen verschiedensten Akteuren in Jiri, Kathmandu, Zürich und Bern:

Jiri 1960: Seit bald zwei Jahren lebt und arbeitet ein Graubündner Viehzüchter im abgelegenen Bergtal von Jiri. Nach der Entsumpfung des Bodens hat er eine stattliche Farm aufgebaut, auf der er zahlreiche Menschen aus der Talschaft beschäftigen kann. Seine nachgereiste Familie geniesst das «fröhlich einfache Jiri-Leben» und den Kontakt mit den einheimischen Mitarbeitern, von denen einige «für ihren Sab[h] [...] durchs Feuer gehen»³ würden. In den folgenden Jahren kommen

* Dieser Aufsatz entstand im Rahmen eines Promotionsprojektes an der ETH Zürich über nepalesische Entwicklungsexperten und Entwicklungsbürokraten und deren Zusammenarbeit mit ausländischen Hilfsorganisationen. Ich danke HELVETAS Swiss Intercooperation für die Einsicht ihrer im *Schweizerischen Bundesarchiv* abgelegten Archivbestände.

1 SATA war der englische Name des 1955 gegründeten *Schweizerischen Hilfswerks für Aussereuropäische Gebiete*, SHAG (ab 1965 *Helvetas*). Ab seiner Gründung 1961 trat der *Dienst für technische Zusammenarbeit*, DftZ (heutige *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit*, DEZA) durch die SATA in Nepal auf. Von 1970 bis 1987 operierten *Helvetas* und der DftZ offiziell als gemeinsame Entwicklungsorganisation unter dem Namen SATA in Nepal. Aufgrund der wechselnden deutschen Organisationsnamen und der engen Zusammenarbeit von *Helvetas* und DftZ in Nepal wird im vorliegenden Aufsatz der gemeinsame englische Name SATA verwendet.

2 Vgl. dazu: Rolf Wilhelm, *Gemeinsam unterwegs: Eine Zeitreise durch 60 Jahre Entwicklungszusammenarbeit Schweiz – Nepal*, Bern 2012, S. 157–198.

3 Schweizerisches Bundesarchiv (BAR) J2.261 2002/215, Bd. 505, Brief von A. Monsch an Herrn Dr. Wilhelm vom 6. Dezember 1960, S. 6. Mit 'Sabh' ist die Anrede 'Sahib' gemeint, eine respektvolle Anrede für 'Herr', welche während der Kolonialzeit in Südasien für Europäer benutzt wurde. Die Ehefrau des Graubündner Viehzüchters wurde in Jiri mit 'Memsahib' angesprochen. 'Memsahib' war im kolonialen Indien die gebräuchliche Anrede für englische Frauen.

zur Farm nach und nach auch ein kleines Spital, ein Flugplatz, eine Schule, ein Konsumladen und eine Agrarbank hinzu, was die Schweizerkolonie in Jiri beträchtlich anwachsen lässt.

Jiri 1964: Ein erbitterter Streit über die Frage nach Konzentration oder Ausdehnung der Projektaktivitäten ist entbrannt. Die Züchterfolge bleiben aus, die Agrarbank ist praktisch insolvent, und die Farmbetreiber werden von Schweizer Arbeitskollegen beschuldigt, die lokale Nahrungsmittelknappheit zu verschärfen. Hinzu kommen massive persönliche Konflikte unter den Schweizerinnen und Schweizern, in welche auch die lokalen Behörden und Mitarbeiter verstrickt sind. Die Konflikte gipfeln schliesslich in der Forderung nach der sofortigen Absetzung des Farmleiters. In der Folge verlassen alle involvierten Schweizerinnen und Schweizer das Jiri-Projekt. Ein neues Jiri-Team baut das Projekt weiter aus.⁴

Jiri 1968: Nach rund zehn Jahren Laufzeit wird eine gründliche Evaluation des Projekts durchgeführt. Die Beurteilung fällt vernichtend aus: aufgrund der Abgeschiedenheit von Jiri fehle es dem Projekt an regionaler Ausstrahlung. Ausserdem sei es durch die Zusammenarbeit mit der traditionellen Oberschicht nicht gelungen, die ärmere Bevölkerung zu erreichen. Schlimmer noch, die Projektmitarbeiter würden als Interessenvertreter der Oberschicht betrachtet und hätten die Eigeninitiative der lokalen Behörden und Bevölkerung gelähmt. Nachdem die nepalesische Regierung darauf bestanden hatte, das Projekt ohne Schweizer Beteiligung weiterzuführen, blieb der SATA nur noch die Wahl zwischen einem vollständigen Rückzug aus Ostnepal und einem neuen, viel grösseren Projekt auf neuen Planungsgrundlagen.⁵ Schliesslich wurde letztere Option gewählt und das IHDP ins Leben gerufen.

Diese drei Momentaufnahmen deuten bereits an, wie sich Jiri, das sich anfänglich zu einer idyllischen Schweiz en miniature zu entwickeln schien, mit der Zeit zum Schauplatz von Entwicklungsexperimenten und zunehmend auch zur Kampfzone beruflicher und persönlicher Auseinandersetzungen zwischen Schweizer Entwicklungsfachleuten wurde. Der vorliegende Aufsatz fokussiert auf diese Projekterfahrungen und Aushandlungsprozesse im 'Feld', die sich fernab der in Europa geführten entwicklungstheoretischen und entwicklungspolitischen Debatten abspielten. Damit will nicht gesagt werden, dass der damals vorherrschende Entwicklungsdiskurs keinen Einfluss auf das Jiri-Projekt gehabt

4 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965 und dazugehörige Gesprächsprotokolle.

5 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 510, Peter Walser, Robert Schmid und Heinz Buchmann, *Das Jiri-Projekt: Eine interdisziplinäre Studie*, durchgeführt im Auftrag des Dienstes für technische Zusammenarbeit, Eidgenössisches Politisches Departement, 1969 (im folgenden Evaluationsbericht 1969).

hätte, doch rückten theoretische und politische Überlegungen im Projektalltag in den Hintergrund und wurden zu einem Faktor unter vielen, welche die tatsächliche Arbeit und ihre Resultate prägten. Der vorliegende Aufsatz nimmt sich deshalb nicht dem Diskurs rund um ländliche Entwicklung an, sondern fragt vielmehr nach dem 'menschlichen' Faktor in der Entwicklungsarbeit und der Rolle von Feldmitarbeitenden.

Dieser akteurzentrierte, mikrohistorische Ansatz soll helfen, die Frage zu beantworten, wie und warum das Jiri-Projekt trotz massiven personellen Schwierigkeiten und offener Kritik von einer kleinen Musterfarm in einem abgelegenen Bergtal zu einem immer umfangreicheren Entwicklungsprogramm ausgebaut wurde. Dabei konzentriert sich die Untersuchung auf drei rhetorische Figuren, welche in den Konflikten rund um das Jiri-Programm konstruiert, aber auch in Frage gestellt wurden: erstens den 'Pionier', der als bodenständiger Schaffer Entwicklungsprozesse in Gang bringt; zweitens den 'Experten', der mit seinem Wissensvorsprung Entwicklung plant und lenkt; und drittens die Kollektivfigur der 'Nepalesen', welche Entwicklungshilfe benötigen und wünschen. Auch wenn diesen drei Figuren unterschiedliche Rollen zugeschrieben wurden, nahmen sie eine gemeinsame, zentrale Funktion im Narrativ ein: sie dienten der Legitimation der schweizerischen Entwicklungshilfe in Nepal. Für die Beschreibung dieser drei Figuren wird in diesem Aufsatz bewusst die männliche Form verwendet. Dies nicht nur, weil es sich hierbei um als typischerweise männlich porträtierte Figuren handelt, sondern auch, weil nur wenige Frauen im Jiri-Programm arbeiteten.

Die Frage nach dem Überleben des Jiri-Programms soll schliesslich Aufschluss über die Praxis der schweizerischen Entwicklungshilfe liefern, aber auch in die grössere Frage nach den Gründen für die Persistenz von Entwicklungshilfe eingebettet werden. Warum die Idee der Entwicklungshilfe trotz jahrzehntelanger Kritik seitens verschiedenster politischer Lager nach wie vor sehr wirkmächtig ist, lässt sich mit der Analyse eines einzelnen Projektes sicherlich nicht beantworten.⁶ Die mikrohistorische Betrachtung von Entwicklungspraxis soll indes zumindest Impulse geben, die zum Nachdenken über die Rolle von Menschen in Entwicklungsprojekten und über die Bedeutung von 'Felderfahrungen' beim Ausbau und Erhalt des Systems der internationalen Entwicklungshilfe anregen.

6 Zur Historisierung der Entwicklungshilfskritik siehe beispielsweise Frederick Cooper, «Writing the History of Development», in: *Journal of Modern European History*, Vol. 8 (2010) Heft 1, S. 5–7.

Die Anfänge des Jiri-Projektes

Die Beziehungen zwischen der Schweiz und Nepal waren von Anfang an geprägt vom gegenseitigen Interesse an Entwicklungshilfe. Ein erster Kontakt entstand 1948 aus einer Anfrage der nepalesischen Regierung nach technischen Beratern.⁷ Obwohl nur informellen Charakters, stiess die Anfrage in der Schweiz auf offene Ohren, hatte doch die internationale Entwicklungshilfe gerade den Weg auf die Agenda verschiedener Bundesbehörden gefunden. Es war allerdings nicht alleine die Suche nach geeigneten Einsatzländern, welche dazu führte, dass 1950 tatsächlich eine erste Schweizer Expertenmission, das *Swiss Nepal Forward Team*, nach Nepal reiste und den Grundstein für die bis heute andauernden Beziehungen zwischen den beiden Ländern legte. Denn obwohl sich die Handelsabteilung und das Politische Departement von der Entwicklungshilfe wirtschaftliche und aussenpolitische Vorteile erhofften, schien ein Engagement in Nepal keine derartigen Vorteile zu bieten. Im Falle Nepals war es deshalb nicht zuletzt die Anziehungskraft des Himalajas und, wie im folgenden Kapitel argumentiert wird, eine gewisse Sehnsucht nach einer ursprünglichen, idyllischen Schweiz, welche Schweizerinnen und Schweizer motivierte, sich für Entwicklungshilfe in Nepal einzusetzen. Das Schweizer Engagement in Nepal wurde folglich auch sehr oft mit der Ähnlichkeit der beiden Länder als gebirgige Kleinstaaten begründet.⁸ Zwar folgte auf den Einsatz des Swiss Nepal Forward Team noch kein direktes bilaterales Engagement des Bundes in Nepal, da es noch rund zehn Jahre bis zur Gründung des *Dienstes für technische Zusammenarbeit* (DftZ) dauern sollte. Doch zeigte die Schweiz fortan Präsenz in Nepal durch Käsereiprojekte, welche von Schweizer Experten der *Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der Vereinten Nationen* (FAO) durchgeführt wurden. Auf Initiative dieser FAO-Experten und der ehemaligen Mitglieder des Forward Team fasste auch das 1955 neu gegründete *Schweizerische Hilfswerk für Aussereuropäische Gebiete* (SHAG) Fuss in Nepal. Unter seinem englischen Namen SATA konnte das junge Entwicklungshilfswerk bereits 1956 dank substantieller finanzieller Unterstützung der schweizerischen

7 Zu den Anfängen der Schweizer Entwicklungshilfe in Nepal siehe: Sara Elmer, «Postkoloniale Erschliessung ferner Länder? Die erste Schweizer Nepalmission und die Anfänge der ‘technischen Hilfe an unterentwickelte Länder’», in: Patricia Purtschert, Barbara Lüthi, Francesca Falk (Hg.), *Postkoloniale Schweiz: Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012, S. 245–266.

8 Auch im Falle Ruandas wurde das Entwicklungsengagement mit der topographischen Ähnlichkeit zur Schweiz begründet. Siehe zu Ruanda den Aufsatz von Lukas Zürcher, «‘So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat’: globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Rwanda in den 1960er Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten: Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt/New York 2009, S. 275–307.

und neuseeländischen Regierungen mit eigenen Experten an die Arbeiten des Forward Team und der FAO anknüpfen.⁹

Da die bürokratischen Strukturen sowohl auf schweizerischer als auch nepalesischer Seite noch wenig ausgeprägt waren, gelang es der noch jungen Entwicklungshilfsorganisation SATA relativ rasch, ohne langwierige Planungsphase und Verhandlungen mit Behörden neue Projekte in Nepal auf die Beine zu stellen. So ergab sich praktisch ein Projekt aus dem anderen: 1956 wurde ein junger Käser nach Nepal geschickt, um in Zusammenarbeit mit den Schweizer FAO-Käsern ein Käsereizentrum in Kathmandu und eine Bergkäserei im Norden Nepals zu errichten.¹⁰ Durch den Bedarf an Werkzeugen und Baumaterial für die Käsereien folgte schon bald eine Lehrwerkstätte für Metallbearbeitung. Gleichzeitig brachte die Nachfrage nach qualitativ guter Milch die Käser auf die Idee eines Viehzuchtprojekts. Bereits 1957 suchte dann ein Schweizer Milchwirtschaftsexperte, der nicht nur Gründungsmitglied der SATA war, sondern auch schon seit mehreren Jahren für die FAO in Nepal arbeitete, nach einem geeigneten Standort für eine Viehzuchtstation. Unterstützt wurde er dabei von einem Vertreter der *United States Operations Mission* (USOM) und dem Leiter der Viehzucht Abteilung des nepalesischen Landwirtschaftsministeriums, J. P. Pradhan.¹¹

Bei ihrer Suche stiessen die drei auf die bis dahin nur spärlich bewohnte Taltschaft von Jiri in Ostnepal. Aufgrund der schwierigen topographischen Bedingungen war das Strassennetz damals noch kaum ausgebaut, so dass Jiri nur in einem vier- bis sechstägigen Fussmarsch von der nächsten Strasse und der Hauptstadt

- 9 Zu den FAO-Käsereiprojekten siehe: Rudolf Högger, *Die Schweiz in Nepal: Erfahrungen und Fragen aus der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit mit Nepal*, Bern/Stuttgart 1975, S. 13–16. Ausserdem: BAR E. 7170 (B) 1968/167, Bd. 1, Protokoll der Besprechung vom 2. Mai 1951 mit Herrn Prof. Dr. Wahlen betreffend die schweizerische Beteiligung an der technischen Hilfe für Nepal im Rahmen der FAO. Zur Gründungsgeschichte des SHAG siehe: Kathrin Däniker, Betty Stocker, «Das erste Entwicklungshilfswerk – ein Schrumpfungprodukt: Die Gründung des Schweizerischen Hilfswerks für Aussereuropäische Gebiete 1955 und dessen Einbindung in die Entwicklungshilfekonzeption des Bundes», in: Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik*, Bern 1993, S. 175–188; sowie Thomas Möckli, *50 Jahre Helvetas: Inspiratorin Schweizerischer Entwicklungszusammenarbeit im Spannungsfeld von struktureller Abhängigkeit und entwicklungspolitischer Vision*, Lizentiatsarbeit (unveröffentlicht), Universität Freiburg i.Ue., 2004; zur Finanzierung durch Neuseeland, siehe ders., Anhang 6.
- 10 Vgl. Arbeitsrapport von J. Dubach in: BAR E. 7170 (B), Bd. 7, Bericht z.H. der Eidgenössischen Koordinationskommission für technische Hilfe über die Tätigkeit des Schweiz. Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete unter besonderer Berücksichtigung der Arbeit in Nepal, 14. November 1957.
- 11 Die USOM beteiligte sich in den ersten Projektjahren wesentlich an der Finanzierung des Jiri-Projekts. Zu den Anfängen des Jiri-Projektes siehe: BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 3–5; Andreas Schild, «The Jiri Multipurpose Development Project: A hard experience in mountain ecology and a very important learning process in Nepalese/Swiss technical co-operation», in: *Mountain environment and development: a collection of papers published on the occasion of the 20th anniversary of the Swiss Association for Technical Assistance in Nepal (SATA)*, Kathmandu 1976, S. 168–169 und Wilhelm 2012, *op. cit.*, S. 91–96.

Kathmandu aus erreichbar war. Trotz der schwierigen Zugänglichkeit erachteten die drei Experten Jiri jedoch als geeigneten Standort. In Jiri gab es genügend Regierungsland, das zur Errichtung einer Musterfarm zur Verfügung gestellt wurde. Ausserdem schien die Höhenlage von 1800 Meter über Meer geeignet für Viehzucht.¹² So trieben sie die Umsetzung des Projektes rasch voran, und bereits im Oktober 1957 konnte die SATA den Schweizer Landwirt G. Monsch als 'Junior-Experte für Viehzucht' für das Projekt verpflichten. Ohne lange Vorbereitungszeit trat Monsch am 1. März 1958 seine Arbeit in Nepal an, also rund ein Jahr vor Abschluss eines formellen Entwicklungshilfsvertrages zwischen der SATA und der nepalesischen Regierung.¹³ Auch ein Teamleiter, der die rasch zunehmenden Aktivitäten der Schweizer in Nepal koordinieren und Verhandlungen mit den nepalesischen Behörden führen sollte, wurde erst ein halbes Jahr nach Arbeitsantritt von Monsch eingesetzt. Diese pragmatische und auch etwas überstürzte Projektumsetzung war nicht untypisch für die damalige Zeit, wurde aber einige Jahre später von den Feldmitarbeitenden stark bemängelt. Dass sich der sumpfige Talboden als ungeeignet für landwirtschaftliche Projekte entpuppte und auch die Höhenlage wider Erwarten nicht ideal für die Büffelzucht war, waren jedoch nur zwei der vielen Gründe, weshalb das Jiri-Projekt nach einigen Jahren in eine tiefe Krise rutschte.¹⁴

Der Pionier

Die 1950er und frühen 1960er Jahre werden von Schweizer Entwicklungsfachleuten rückblickend gerne als 'Pionierzeit' bezeichnet.¹⁵ Ohne strenge formelle Richtlinien und Planungsgrundlagen habe man damals relativ unbürokratisch neue Projekte an Orten realisieren können, an denen noch kaum oder nur wenig ausländische Entwicklungshilfe vorhanden war. Der Ausdruck 'Pionierzeit' bezeichnet dabei nicht nur «unumgängliche Improvisation» und «ein freudiges Probieren»¹⁶ in der Entwicklungshilfe, sondern impliziert auch, dass es sich bei den damali-

12 Vgl. Schild 1976, *op. cit.*, S. 168–169.

13 Agreement made by His Majesty's Government of Nepal and the Swiss Association of Technical Assistance, Kathmandu 16 February 1959 (abgedruckt in: Wilhelm 2012, *op. cit.*, S. 360–361).

14 Vgl. Evaluationsbericht 1969, S. 6–12; Schild 1976, *op. cit.*, S. 169.

15 Vgl. dazu beispielsweise die Periodisierung in der Jubiläumsschrift des DEZA-Koordinationsbüros in Kathmandu: Swiss Agency for Development Cooperation, *50 Years Nepal-Swiss Development Partnership 1959 to 2009*, Kathmandu/Bern 2009, S. 40; das Editorial des Direktors der DEZA in der Jubiläumsausgabe des DEZA-Magazins: Martin Dahinden, «Editorial: 50 Jahre DEZA – Mehr als Hilfe», in: *Eine Welt*, Nr. 1, März 2011, S. 3; sowie den Zeitzeugenbericht von Rolf Wilhelm, «Wir waren Praktiker, keine Experten», in: René Holenstein, *Wer langsam geht, kommt weit: Ein halbes Jahrhundert Schweizer Entwicklungshilfe*, Zürich 2010, S. 54–60.

16 BAR J2.261 2002/215, Bd. 448, Bericht und Antrag der Team-Leitung in Nepal an das Zentralsekretariat und die Nepal-Kommission des SHAG in Zürich vom 28. Januar 1963, S. 7. Der Teamleiter erklärt in diesem Schreiben, dass «die Zeit des 'Frontier'» zu Ende sei und nun eine systematischere Projektplanung als bisher notwendig werde.



Abbildung 1: Das Jiri-Tal mit Musterfarm, um 1961. Bildquelle: CH-BAR.

gen Entwicklungsbemühungen um etwas Neuartiges handelte, das den Einsatz von (Schweizer) 'Pionieren' erforderte. Ein solcher 'Pionier' war der Landwirt Monsch, der von der SATA für den Aufbau des Viehzuchtprojektes in Jiri angestellt wurde. Er war kein *intellektueller* Theoretiker, doch galt er mit seiner bodenständigen Art als «eine richtige Pioniernatur»¹⁷ und damit als geeigneten Mann für die Aufbauarbeit in Jiri.

Als Monsch im Frühling 1958 ins abgelegene Tal reiste, war Jiri nicht nur für ihn eine noch völlig unbekannte Gegend. Auch seine nepalesischen Partner vom Landwirtschaftsministerium und seine bereits in Nepal arbeitenden Schweizer Kollegen waren kaum mit Jiri vertraut. Denn bis dahin gab es dort weder staatliche noch ausländische Entwicklungsprogramme. Erst mit der Einführung des Panchayat-Systems¹⁸ von 1961 wurde vom Zentralstaat eine lokale Regierungsbehörde ein-

17 R. J. im Interview mit Thomas Gull im Rahmen des Projektes *humem* vom 3. März 2009.

18 'Panchayat' (= Rat der Fünf) bezeichnet eine auf hinduistischen Traditionen beruhende, dezentrale Regierungsform mit dörflicher Selbstverwaltung. Mit dem positiv besetzten und ideologisch stark aufgeladenen Begriff 'Panchayat' distanzierte sich der nepalesische König Mahendra nach seinem

gesetzt und die nationale Entwicklungsplanung allmählich auf diese abgelegene Region ausgeweitet. Auch wenn die Talschaft von verschiedenen nepalesischen Volksgruppen bewohnt und bewirtschaftet wurde, machte die Gegend für die Projektverantwortlichen den Anschein eines Niemandslands, wo mit 'Pionierarbeit' etwas von Grund auf Neues errichtet werden konnte.

Monschs Hauptauftrag war es, eine neue Wasserbüffelrasse mit einem höheren Milch- und Fleischertrag als jenem der einheimischen Büffel zu züchten. Dazu sollte er die robusten, lokalen Büffel mit den ertragreicheren indischen Murrah-Büffeln kreuzen. Die Wahl fiel deshalb auf die Zucht von Wasserbüffeln, weil Büffel in Nepal nicht nur wichtige Milchlieferanten waren, sondern im Gegensatz zu den als heilig geltenden Kühen auch geschlachtet und verzehrt werden durften.¹⁹ Einen eigentlichen Plan oder gar eine vorbereitende Studie, auf die Monsch hätte zurückgreifen können, gab es indes nicht.

Bevor mit der Büffelizecht begonnen werden konnte, musste sich Monsch zusammen mit Kollegen von der FAO und nepalesischen Mitarbeitern um allerlei Vorarbeiten kümmern. So wurde zunächst der sumpfige Talboden drainiert, das Farmgebiet eingezäunt sowie ein Stall und ein Badeteich für die Wasserbüffel konstruiert. Auch wurden erste landwirtschaftliche Demonstrationen zur Schulung der einheimischen Bauern durchgeführt. Diese handfesten Arbeiten und die grosse Selbstständigkeit entsprachen dem Geschmack des Bündner Landwirts. Die wenigen Kontaktmöglichkeiten mit anderen Schweizern und der Verzicht auf Luxus machten ihm wenig aus. So war es für Monsch in Ordnung, bis zur Fertigstellung der Farm bei einheimischen Jirels²⁰ zu wohnen, in deren Haus es weder sanitäre Einrichtungen noch Wasser gab und er wie seine Gastgeber auf dem Boden schlafen musste.²¹

Nach zwei Jahren Aufbauarbeit war die Farm schliesslich so weit bewohnbar, dass Monsch seine Frau und drei Kinder im Alter von fünf, acht und zehn Jahren nach einem Heimaturlaub im Frühling 1960 mit nach Jiri bringen konnte. Wie für viele damaligen Entwicklungshelfer bot der Auslandseinsatz auch für die Familie Monsch die einmalige Gelegenheit einer ersten Flugreise und des Kennenlernens eines fremden Landes. Begeistert von den Erlebnissen, beschrieb Frau Monsch deshalb in ihren Berichten in die Schweiz detailliert die Reise und die neuen Ent-

Staatsstreich von 1960/61 von europäischen Regierungssystemen und stattete die Monarchie mit weitgehenden Machtbefugnissen aus. Siehe dazu: Högger 1975, *op. cit.*, S. 48–50; John Whelpton, *A History of Nepal*, Cambridge/New York 2005, S. 99–107.

19 Vgl. Evaluationsbericht 1969, S. 9.

20 Name einer lokalen Volksgruppe.

21 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 5.

deckungen und Begegnungen in der Fremde.²² Nach einer eindrucklichen Schiffs- und Flugreise via Genua und Bombay traf die Familie schliesslich in Kathmandu ein, wo sie sich um allerlei Besorgungen kümmern musste, bevor sie Anfang Juli 1960 ins abgelegene Jiri-Tal weiterreisen konnte. Die Familie empfand den sechstägigen Fussmarsch nach Jiri mit den drei Kindern zwar als sehr anstrengend, doch wie Frau Monsch berichtete, sahen sie sich spätestens beim freudigen Eintreffen in Jiri für ihre Strapazen entschädigt. Noch vor ihrer Ankunft im Tal seien ihnen Jirels zur Begrüssung entgegengelaufen, und es sei eine Wohltat gewesen zu sehen, «wie sich die Leute freuten über des Sabh's Rückkehr».²³ Die Farm war inzwischen gut bewohnbar und bot der Familie Monsch zwei Zimmer über dem Stall und eine grosse Wohnküche im «Cowboy-Haus»²⁴. Das Tal bot nicht nur Abenteuer und Exotik, sondern durch seine Berglandschaft und das Farmleben auch ein gewisses Heimatgefühl. In Jiri lebe es sich «so gut wie überall, [...] oder sogar noch besser»,²⁵ so das Urteil von Frau Monsch. Die Annehmlichkeiten der Schweiz wurden scheinbar nicht vermisst, überwogen doch die Vorteile des einfachen, romantischen Berglebens. Besonders die Kinder genossen ein freies und naturnahes Leben, wie es in der Schweiz nicht möglich gewesen wäre. Die beiden älteren, schulpflichtigen Kinder wurden täglich für ein paar Stunden von ihrer Mutter unterrichtet. Den Rest der Zeit konnten sie barfuss in der freien Natur herumtoben, im Fluss baden oder mit den vielen Tieren auf dem Hof spielen. Um auch gut schweizerische Kost auf den Tisch zu bringen, buk Frau Monsch täglich frisches Brot, kochte Konfitüre aus lokalen Früchten und pflegte einen Gemüsegarten. An Käse mangelte es dank den Schweizer Käsereien in anderen Projektgegenden ebenfalls nicht.²⁶

Dieses anfängliche Glück wurde durch das Gefühl, eine sinnvolle, vielseitige und neuartige Arbeit zu verrichten, noch verstärkt. Der Landwirt Monsch war nicht nur Viehzüchter, sondern nahm in Jiri auch die Rolle des Beraters, Ausbildners und teilweise sogar des 'Ingenieurs' und des 'Arztes' ein. Denn des Öfteren kamen kranke oder verletzte Einheimische auf die Farm, um sich vom 'weissen Mann' oder von dessen Frau verarzten zu lassen. Diese Aufgabe schien dem Schweizer Ehepaar eine Selbstverständlichkeit zu sein. Aufgrund der hohen zeitlichen Belastung, welche die Krankenversorgung mit sich brachte, begrüsst das Ehepaar

22 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Bericht von A. Monsch an R. Wilhelm vom 6. Dezember 1960; Brief von A. Monsch an Herrn und Frau Erismann vom 12. Dezember 1960.

23 *Ibid.*, S. 2.

24 Die einheimischen Angestellten, die sich um die Tiere kümmerten, wurden 'Cowboys' genannt.

25 BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Bericht von A. Monsch an R. Wilhelm vom 6. Dezember 1960, S. 2.

26 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Bericht von A. Monsch an R. Wilhelm vom 6. Dezember 1960; BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Brief von A. Monsch an Herrn und Frau Erismann vom 12. Dezember 1960.

Monsch es jedoch, als die SATA im Herbst 1960 eine Schweizer Krankenschwester nach Jiri entsandte.²⁷

Auch für Bauarbeiten rund um die Farm wurde regelmässig fachliche Unterstützung nach Jiri geschickt. Anders als die Krankenschwester kamen die Baufachleute aber nur für die Dauer ihrer Aufträge, wobei die Hauptverantwortung für die Ausbauarbeiten beim Landwirt Monsch blieb. Seine Verantwortung beschränkte sich nicht nur auf den Bau von Ställen, kleinen Brücken und Güllengruben, sondern umfasste auch grössere Bauwerke wie etwa das Farmhaus oder eine Landepiste für Kleinflugzeuge. Insbesondere der Bau der Flugpiste war aufgrund des hügeligen Geländes kein einfaches Unterfangen. Er erforderte arbeitsintensive Erdumschichtungen und die Errichtung einer 80 Meter langen und 7 Meter hohen Stützmauer. «Der Plan dieser Mauer hat [meinem Mann] ordentlich Kopfzerbrechen verursacht, zum Glück hat er aus der Schweiz sehr gute Tiefbau-Literatur mitgebracht – auf alle Fälle scheint es eine prächtige Sache zu werden, direkt eindrucksvoll»²⁸, so Frau Monschs Kommentar. Nicht nur die Planung, sondern auch die Organisation der Bauarbeiten war arbeits- und zeitintensiv. Schliesslich waren im Herbst 1960 zeitgleich rund 90 lokale Arbeiter für den Flugplatzbau und rund 200 Arbeiter für den Ausbau der Farm angestellt. Zwar wurde Monsch durch nepalesische Vorarbeiter entlastet, und für die Vermessungsarbeiten bekam er zufälligerweise Unterstützung durch einen jungen Schweizer Physiker, der auf seiner Weltreise als Rucksacktourist eine Zeitlang in Jiri verweilte.²⁹ Trotzdem lag viel Verantwortung für technisch und logistisch anspruchsvolle Aufgaben bei ihm.

Der 'Pionier' Monsch war in seiner anspruchsvollen Aufbauarbeit weitgehend auf sich alleine gestellt. Er war kein 'Studierter', konnte aber in den unterschiedlichsten Fachgebieten anpacken. Das Wissensgefälle zwischen dem Schweizer Landwirt und den Nepalesen schien so gross zu sein, dass ihm Aufgaben zugetraut wurden, für die er gar nicht ausgebildet war. Damit erlangte Monsch eine Position, die er in seiner Heimat wohl nie hätte einnehmen können. Auch seiner nachgereisten Ehefrau bot Jiri ein Aktionsfeld, wie sie es zu Hause kaum vorfand. Anders als viele Frauen in der Schweiz musste sie sich nicht auf Heim und Herd beschränken. Zwar umfassten ihre Tätigkeiten vor allem jene typischer 'Frauenberufe', die sie ohne Entgelt wahrnahm, doch konnte sie bis zur Ablösung durch entsprechendes Fachpersonal sehr vielfältige Aufgaben als Lehrerin, Krankenschwester und Sekre-

27 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Bericht von A. Monsch an R. Wilhelm vom 6. Dezember 1960.

28 *Ibid.*, S. 4.

29 Vgl. *ibid.*, S. 5. Der 26-jährige diplomierte Physiker war auf dem Landweg via Jugoslawien, die Türkei, Afghanistan und Indien nach Nepal gereist. Offenbar ohne genaue Reisepläne und Zeitdruck blieb er eine Weile bei Familie Monsch in Jiri. Da er schon bei einem Geometer gearbeitet hatte, war er für Monsch eine genügend qualifizierte Hilfe für Vermessungsarbeiten.

tärin ausführen. So verkörperten Herr und Frau Monsch zumindest in den Anfangsjahren des Jiri-Projekts ein Idealbild schweizerischer Entwicklungspioniere: kompetent, bodenständig und arbeitsam. Im Gegensatz zu den «Weisskragen-Experten»³⁰ der grossen Entwicklungsorganisationen gingen sie auf das Land hinaus, wohnten unter Verzicht auf Luxus mit den Einheimischen zusammen und lebten schweizerische Bescheidenheit vor.

Der 'Pionier' Monsch beschrieb die Aufbauphase des Projektes als eine sehr befriedigende und erfolgreiche Zeit. Schwierigkeiten und Konflikte hätten erst mit dem Zuzug von immer mehr Schweizern nach Jiri und der Besserwisserei von Kurzzeit-Experten begonnen.³¹ Doch auch die sogenannte Pionierphase blieb nicht ungetrübt von persönlichen Animositäten. So ist ein Vorfall vom Frühling 1959 aktenkundig, als Monsch einen ihm zur Seite gestellten Schweizer Hochbautechniker «gründlich verprügelte».³² Monschs Jähzorn war nicht etwa durch Unstimmigkeiten bei der Arbeit hervorgerufen worden, sondern weil der Kollege anscheinend ohne sein Wissen Kleider aus Monschs Besitz an Einheimische verschenkt hatte.³³ Der Jurist, der den 'Fall Monsch' später untersuchte, meinte, dass diese heftige Reaktion Monschs hierzulande nicht gerechtfertigt gewesen wäre, «sie aber unter den besonderen Verhältnissen im abgelegenen Jiri begreiflich erschein[t]».³⁴ Offenbar wurde Jiri als eine Art Wildnis betrachtet, wo rauere Sitten herrschten als in der zivilisierten Schweiz und deshalb auch drastischere Massnahmen notwendig sein konnten, um Ruhe und Ordnung herzustellen.

Als sich später mit dem Zuzug weiterer Schweizerinnen und Schweizer die Streitereien häuften und Monschs jähzorniges Verhalten immer weniger toleriert wurde, reichte das Argument des 'abgelegenen Jiri' allerdings nicht mehr als alleinige Erklärung. Schliesslich lebten alle Schweizerinnen und Schweizer unter ähnlichen Bedingungen am selben Ort. Zwar nicht als Rechtfertigung, aber doch als Erklärung wurde deshalb immer wieder Monschs Herkunft betont: er sei eben Graubündner. Ähnlich wie die Abgeschiedenheit und Unzivilisiertheit des Bergtales von Jiri lieferte damit auch die Herkunft aus dem Schweizer Bergkanton Grau-

30 BAR E.7001C 1975/63, Bd. 512, Antrag des Eidgenössischen Politischen Departements an den Bundesrat zur finanziellen Beteiligung des Bundes am schweizerischen Programm der technischen Entwicklungshilfe in Nepal vom 30. Juli 1962, S. 3.

31 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Brief von G. Monsch an R. Jenny vom 21. Januar 1963; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von L. Frank und G. Monsch vom 29. März 1965, Teil 2.

32 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 6.

33 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von L. Frank und G. Monsch vom 29. März 1965, Teil 2, S. 6.

34 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 6.

bünden eine offenbar plausible Herleitung für das oftmals grobe Verhalten von Monsch. So liess sich der (Zürcher) Jurist, der den 'Fall Monsch' untersuchte, im ansonsten in sachlicher Sprache gehaltenen Untersuchungsbericht zum Kommentar hinreissen «der Bündner khunnt veruggt»³⁵ [der Graubündner wird wütend]. Das Erklärungsmuster des 'Bündners' war offenbar so stark, dass sich Zeitzeugen noch rund fünfzig Jahre später dieses Arguments bedienten. So beispielsweise der damalige Teamleiter der SATA, der in den Streitigkeiten hatte vermitteln müssen: «Dann war da der Landwirt, eine richtige Pioniernatur. Bewundernswert, aber mit einem richtigen Bündner Grind [Kopf] und gegenüber den Greenhorns, die da kamen, höchst skeptisch.»³⁶

Als die Konflikte ausarteten und das Verbleiben von Monsch in Jiri immer untragbarer wurde, betonten seine Vorgesetzten der SATA zu dessen Verteidigung vor allem seine wertvolle «Pionierarbeit», die er unter «schwierigen Anfangsbedingungen» geleistet habe.³⁷ Die Hervorhebung der 'Pioniernatur' bedeutete allerdings nicht, dass man Monsch weiterhin bei der SATA beschäftigen wollte. Vielmehr diente sie der Rechtfertigung dafür, dass man Monsch überhaupt für das Projekt angestellt hatte; die SATA-Führung hatte somit keinen Fehlentscheid getroffen.

Monsch bediente sich selber ebenfalls der Rhetorik des Pioniers. Im Frühling 1963 bezeichnete Monsch die Zukunft des Jiri-Projektes als gesichert und schrieb dem Zentralsekretariat in Zürich: «Nun möchte ich Sie bitten, mir mitzuteilen, ob Sie mir irgendwo (ausgenommen Indien) für einige Jahre eine geeignete Arbeit wissen. Ich meine eine sogenannte 'Pionier-Arbeit' oder Ansiedlungsarbeit an einem möglichst abgelegenen Ort. [...] Solange ich dazu imstande bin, möchte ich gerne solche Arbeiten vom allertiefsten Grund auf anfangen, bevor ich zum letzten 'Spurt' ansetze und mich auf eigene Faust in irgend einem geeigneten Agrarland ansiedle».³⁸ Mit dieser Anfrage würde Monsch selber «das wesentliche über seine Eignung – und mittelbar auch über seine Nicht-Eignung»³⁹ aussagen, so der den 'Fall Monsch' untersuchende Jurist. Denn «mit anderen Worten: 1963/64 war die eigentliche Pionier-Arbeit in Jiri beendet, und es wäre ohne personelle Schwierigkeiten an der Zeit gewesen, den kraftvollen Pionier [...] Monsch durch für die nun folgenden Aufgaben besser geeignete Leute abzulösen».⁴⁰ Doch gegen seinen

35 *Ibid.*, S. 17.

36 R. J. im Interview mit Thomas Gull im Rahmen des Projektes *humem* vom 3. März 2009. Auch die damalige Sekretärin der SATA meinte in einem rückblickenden Gespräch über das teilweise aggressive Verhalten Monschs lapidar «er war eben Bündner». (A. Spahr im Interview mit Sara Elmer vom 18. November 2011 in Turbenthal).

37 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 5–6.

38 *Ibid.*, S. 17.

39 *Ibid.*

40 *Ibid.*

Wunsch blieb Monsch noch über die 'Pionierphase' hinaus bis Herbst 1964 in Jiri. Während dieser Zeit offenbarten sich nicht nur immer mehr Schwierigkeiten im Projekt, sondern auch im Zusammenleben der kleinen Schweizer Kolonie.

Der Experte

Das Jiri-Projekt basierte auf dem Prinzip von 'Know-how' und 'Show-how', also auf der Annahme, dass die ökonomische Entwicklung armer Länder durch Wissens- und Technologietransfer aus 'bereits entwickelten' Ländern gefördert und gesteuert werden könne.⁴¹ Diesem damals weit verbreiteten Verständnis von Entwicklungshilfe folgend, ging die SATA davon aus, dass die Musterfarm in Jiri und die anderen Demonstrationsprojekte einen Lerneffekt in der lokalen Bevölkerung bewirken und die Projekte von den Einheimischen mit der Zeit nachgeahmt würden. Für diese Art von Hilfe zur Selbsthilfe brauchte es nicht nur Kapital, sondern auch sogenannte Experten oder Expertinnen, welche ihr 'Know-how' durch 'Show-how' zur Verfügung stellten. Damit wurde den Entwicklungsexperten nicht nur eine Vorbildfunktion zugeschrieben, sondern implizit auch eine zivilisatorische Überlegenheit.⁴² Die durch Entwicklungshilfe konstruierte Dichotomie von 'Entwickelten' und 'Zu-Entwickelnden' stellten Lalive d'Epina y/Rist Ende der 1970er Jahre in einer Untersuchung über die Selbstdarstellung schweizerischer Hilfswerke kritisch in Frage. Den 'typischen' Schweizer Entwicklungsexperten der 1960er und 1970er Jahre charakterisierten sie als (männlichen) 'Helden', der sich durch Opferwille, Freude, Geduld und Wissen in den Dienst eines Entwicklungslandes stellte. Damit umschrieben sie die Selbstwahrnehmung schweizerischer Entwicklungsexperten als nicht bloss studierte Theoretiker mit hohen Salären, sondern als 'Macher', die auf den verschiedensten Fachgebieten agieren können.⁴³

Wie die Untersuchung des Jiri-Projektes zeigt, waren Rollen und Macht 'im Feld' jedoch bei weitem nicht so deutlich verteilt wie in den von Lalive d'Epina y/

41 Vgl. Eugene Bramer Mihaly, *Foreign Aid and Politics in Nepal: A Case Study*, Kathmandu 2002, S. 32. Entwicklungshilfe als Wissens- und Technologietransfer war vor dem Hintergrund der Dominanz der ökonomischen Modernisierungstheorie weit verbreitet und unter anderem durch die 'Point-Four'-Rede von US-Präsident Truman (1949) popularisiert worden, vgl. Harry S. Truman, «Inaugural Address (19 January 1949)», in: Dennis Merrill (Hg.), *The Point Four Program: Reaching out to help the less developed countries*, University Publications of America 1999.

42 Vgl. dazu Philipp H. Lepenies, «Lernen vom Besserwisser. Wissenstransfer in der 'Entwicklungshilfe' aus historischer Perspektive», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten: Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 33–59.

43 Christian Lalive d'Epina y, Gilbert Rist, *Wie Weisse Schwarze sehen: Beurteilung von Publikationen schweizerischer Hilfswerke*, Basel 1979, S. 82–92. Zum Schweizer Selbstbild des bodenständigen 'Machers' siehe auch: BAR E.7001C 1975/63, Bd. 512, Antrag des Eidgenössischen Politischen Departements an den Bundesrat zur finanziellen Beteiligung des Bundes am schweizerischen Programm der technischen Entwicklungshilfe in Nepal vom 30. Juli 1962, S. 3.

Rist beschriebenen Diskursen. Vielmehr waren die Feldmitarbeitenden in ihrer täglichen Arbeit herausgefordert, ihre Vorbildrolle und ihren Wissensvorsprung ständig unter Beweis zu stellen, um ihren Aufenthalt im fremden Land legitimieren zu können, was freilich nicht immer gelang.

Monsch nahm in Jiri nicht nur die Rolle des Pioniers ein, sondern auch die des Experten. In erster Linie war er Experte für Viehzucht, aber dank seinem Wissensvorsprung gegenüber den Einheimischen konnte er auch als 'Experte' auf anderen Fachgebieten arbeiten. Der Zuzug einer Krankenschwester im Herbst 1960 und ein halbes Jahr später einer Ärztin stellte für Monsch kein Problem dar. Denn die beiden medizinischen Expertinnen waren mit ihrem kleinen Spital nicht nur auf einem völlig anderen Fachgebiet tätig, man verstand sich auch persönlich ziemlich gut.⁴⁴ Ebenfalls relativ problemlos verlief die Zusammenarbeit mit seinen unmittelbaren nepalesischen Partnern, namentlich mit seinem Vorgesetzten im Landwirtschaftsministerium, J. P. Pradhan, und mit P. D. Tewari, der ihm 1962 als nepalesischer Co-Leiter des Jiri-Projektes zur Seite gestellt wurde.⁴⁵ Problematischer wurde die Verteidigung seiner Expertenposition erst mit dem Ausbleiben sichtbarer Erfolge seiner Projektanstrengungen und mit dem Zuzug von Schweizer Kollegen, welche sich ab 1962 in Jiri niederliessen.

Monsch betrachtete sich gegenüber den neuen Kollegen nicht nur als Experte für Viehzucht, sondern auch als Experte für Jiri, lebte er mittlerweile doch schon mehrere Jahre dort, sprach fließend Nepalesisch und hatte viel Kontakt mit Einheimischen. Mit dem Zuzug neuer Experten, welche nicht nur ihre Familien, sondern auch ihre eigenen Ambitionen und Entwicklungsvorstellungen mit nach Jiri brachten, waren Schwierigkeiten deshalb vorprogrammiert. Monsch war fachlicher Verstärkung zwar nicht grundsätzlich abgeneigt und verlangte aufgrund des steten Wachstums des Jiri-Projektes selber nach Mitarbeitern in den Bereichen Bautechnik und Forstwirtschaft. Durch die längere Vakanz der SATA-Teamleitung (von März 1960 bis Dezember 1962)⁴⁶ fehlte es der noch jungen Hilfsorganisation allerdings an einer klaren Führung und Kompetenzverteilung, so dass sich Monsch im abgelegenen Jiri an eine grosse Selbständigkeit gewöhnt hatte und allein Pradhan als seinen direkten Vorgesetzten betrachtete. So mündete beispielsweise die dreimonatige Visite eines Entwicklungsexperten des DftZ von November 1962 bis

44 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Baumgartner vom 20. Mai 1965.

45 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 29. März 1965, Teil 2. Tewari übernahm ab 1967 die Gesamtleitung des Jiri-Mehrzweckprogramms.

46 Die Vakanz wurde zwar mit der Schaffung des Postens einer Teamleiter-Assistenz und mit zwei aufeinanderfolgenden Kurzzeit-Teamleitern zu überbrücken versucht, doch wurde damit keine klare Führung geschaffen. Siehe dazu: BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 6–7.

Januar 1963 in einen offenen Streit zwischen den beiden Herren. Der Experte des DftZ, der für eine Bestandsaufnahme und zur Erarbeitung von Vorschlägen für die Weiterentwicklung des Projektes in Jiri weilte, kritisierte Monsch dafür, dass dieser nur in die Farm investiere, die weitere Ausstrahlung des Projektes jedoch vernachlässige. Nach seinen Vorschlägen sollte sich die SATA künftig weniger auf die Farm konzentrieren, welche bisher kaum Erfolge in der Büffelzucht aufwies, und stattdessen den Fokus mehr auf die regionale Ausweitung der Projekte in den Bereichen Forst-, Weide- und Landwirtschaft legen. Monsch sah dadurch die Zukunft seiner Farm in Gefahr und wehrte sich gegen die Einmischung des DftZ in Jiri. Für ihn waren mit der SATA und der nepalesischen Regierung bereits genügend Akteure in Jiri tätig, weshalb er entschieden gegen Projektvorschläge des ein Jahr zuvor gegründeten DftZ war.⁴⁷ Der Streitfall zwischen dem 'Jiri-Experten' Monsch und dem Experten aus Bundesbern, der im Vergleich zu den noch folgenden Konflikten harmlos verlief, zeigte bereits gewisse Grundprobleme der Zusammenarbeit der kleinen Schweizer Kolonie auf: Durch persönliche Abneigungen und Konkurrenzgefühle wurden fachliche Meinungsverschiedenheiten zunehmend verbitterter ausgetragen und sachliche Lösungsfindungen verunmöglicht.

Anfang 1963 hatte sich die Stimmung in Jiri nicht nur aufgrund des beschriebenen Streitfalls, sondern auch wegen der Ankunft eines neuen Arztes verschlechtert, welcher die kurz zuvor abgereiste Ärztin zu ersetzen hatte. Schon früh zeigten sich Animositäten zwischen dem neuen Arzt und Monsch sowie zwischen dem Arzt und der bereits seit mehr als zwei Jahren in Jiri arbeitenden Krankenschwester. Mit Letzterer lag er oft im Streit wegen Meinungsverschiedenheiten über Behandlungsmethoden und über die Spitalorganisation. Die Krankenschwester war mit ihren Sprachkenntnissen und ihrem guten Verhältnis zur Bevölkerung nicht nur eine 'Jiri-Expertin', sie war auch fachlich überaus kompetent, wie selbst der Arzt zugeben musste. Doch mit ihrem Fachwissen untergrub sie als Krankenschwester des Öfteren seinen Expertenstatus als Arzt, indem sie Patienten mit anderen als von ihm vorgeschriebenen Behandlungsmethoden zur Heilung verhalf.⁴⁸ Mit Monsch lag der Arzt im Streit, weil er sich als Hobby-Landwirt schon früh auch mit Gemüseanbau in Jiri beschäftigte und sich für die Arbeiten auf der Farm inter-

47 Die Projekte der SATA wurden von Beginn an vom Bund finanziell unterstützt. Ab 1961, also schon vor dem formellen Zusammenschluss von DftZ und *Helvetas* in Nepal, trat der DftZ durch die SATA in Nepal auf. Beispielsweise beteiligte sich der DftZ nebst finanzieller Unterstützung bereits ab 1962 mit einem Forstingenieur am Jiri-Projekt. Zum Streit zwischen dem DftZ-Experten und Monsch siehe: BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 29. März 1965, S. 2; Bar J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 24. März 1965, Teil 1, S. 1.

48 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Baumgartner vom 20. Mai 1965, S. 2–3; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April 1965, Teil 1.

essierte. Dies wiederum gefiel Monsch nicht, der dies als Einmischung empfand und seinen Status als Landwirtschaftsexperte in Zweifel gezogen sah.⁴⁹

Der Zwist zwischen den beiden Herren wurde noch weiter verschärft, als Monsch keine oder nur wenig Milch von der Farm an das Spital liefern wollte mit der Begründung, dass diese dringend für die Aufzucht der Kälber gebraucht werde.⁵⁰ In der Tat produzierte die Farm viel zu wenig Milch und andere Lebensmittel, was schliesslich aber noch weitaus gravierendere Folgen als Unstimmigkeiten zwischen der Farmleitung und dem Spital haben sollte. Da durch die schwache Produktivität der lokalen Bauern nur wenige Lebensmittel auf dem lokalen Markt erhältlich waren, musste sich die Schweizer Kolonie mit teuren Lebensmitteln aus Kathmandu und der Schweiz versorgen. Trotz eigener Zuchtfarm und einem mittlerweile umfangreichen Schweizer Milchwirtschaftsprogramm in Nepal wurde sogar Milchpulver aus Neuseeland für den Verzehr in Jiri eingekauft.⁵¹ Doch gemäss Monschs Widersachern war die Lebensmittelknappheit unter den Schweizern nur die Spitze des Eisbergs. Das Problem des Jiri-Projektes war für sie viel grundsätzlicher. Einer ihrer grössten Kritikpunkte war, dass sich die Lebenssituation der lokalen Bevölkerung durch die Eingriffe der Schweizer verschlechtert anstatt verbessert habe. Die verhältnismässig hohen Löhne der lokalen Projektangestellten sowie die grosse Nachfrage nach Lebensmitteln für die Schweizer Kolonie und das Zuchtvieh hätten nicht nur eine massive Preissteigerung bewirkt, sondern die chronische Nahrungsmittelknappheit der Jiri-Region noch verschärft.⁵² Es ist allerdings fraglich, ob sich die Präsenz des Schweizer Projektes tatsächlich derartig negativ auf die lokalen Preise und Nahrungsmittelversorgung ausgewirkt hatte oder ob die Vorwürfe nicht eher von persönlichen Frustrationen herrührten. In einer 1968 durchgeführten Studie der Universität Zürich heisst es denn auch, dass die Anwesenheit der Schweizerinnen und Schweizer keine Störung der Preise und Versorgungslage mit sich gebracht habe. Die Teuerung und Lebensmittelverknappung seien vielmehr durch den Besuch des nepalesischen Königs mit seinem 1600-

49 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Egli vom 8. April 1965, S. 14; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 13. Januar 1965, S. 5.

50 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 29. März 1965, Teil 1, S. 1.

51 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 25. März 1965, Teil 1, S. 14.

52 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Baumgartner vom 20. Mai 1965, S. 4–5; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 25. März 1965, Teil 1, S. 13–14; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April 1965, Teil 1, S. 2.

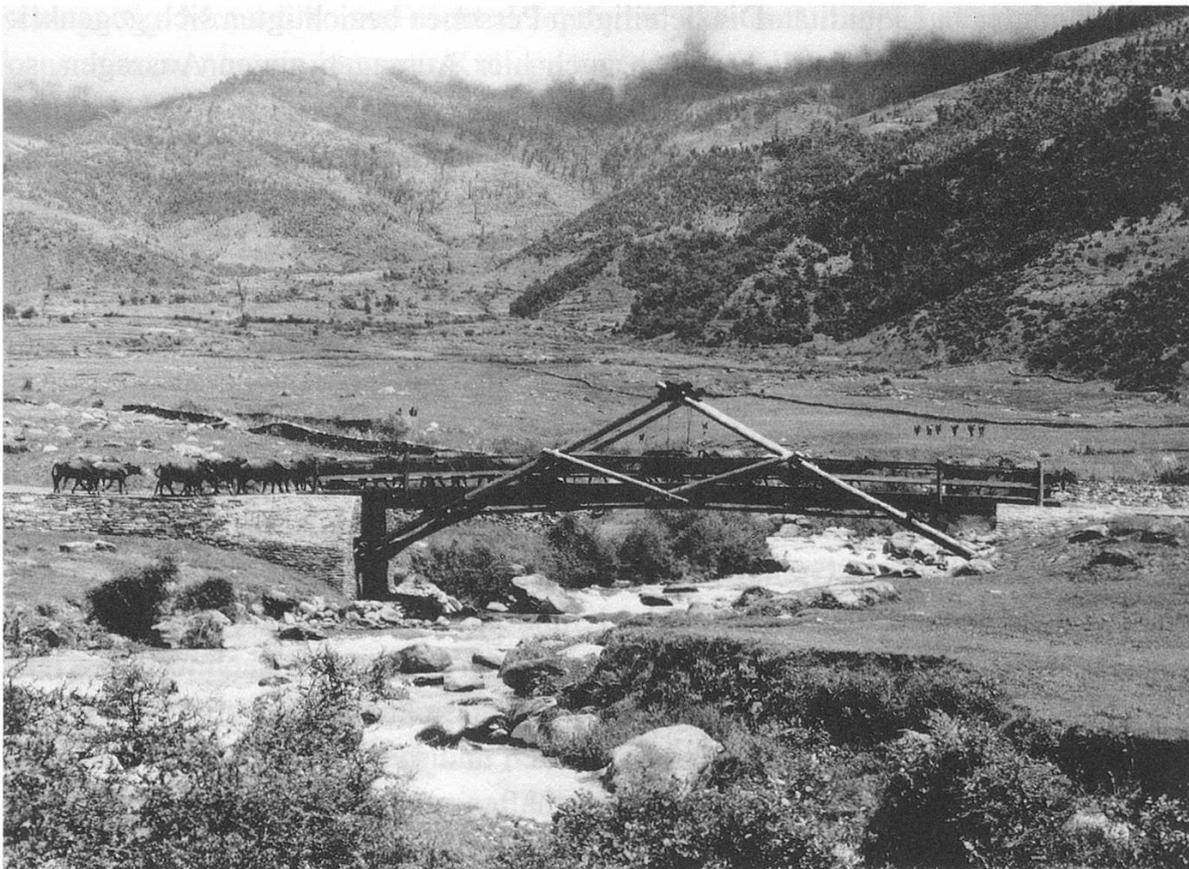


Abbildung 2: Wasserbüffel der Zuchtfarm überqueren die ‘Bündnerbrücke’ in Jiri. Bildquelle: CH-BAR.

köpfigen Begleitstab von 1964 sowie durch amerikanische Everestexpeditionen, welche durch die Region Jiri zogen, verursacht worden.⁵³

Das Problem der Nahrungsmittelversorgung macht allerdings deutlich, wie komplex und schwer lenkbar Entwicklungsarbeit in der Praxis war und wie selbst das vermeintlich simple Viehzuchtprojekt im relativ übersichtlichen Gebiet von Jiri viele ungeplante Folgen hatte, welche sich dem Einfluss der Experten entzogen. Auch in anderen Bereichen zeigt sich, wie beschränkt die Macht der Experten war, vor allem dort, wo sie sich über ihr angestammtes Fachgebiet hinauswagten. Beispielsweise gründeten die Schweizer auf eigene Initiative eine Spar- und Leihkasse, obwohl niemand von ihnen fundierte Erfahrungen im Genossenschafts- oder Bankwesen besass. Trotz Kapital von der SATA und Geldeinschuss eines reichen Nepalesen fehlte es der Bank aufgrund der vielen Darlehen schon kurze Zeit nach

53 Vgl. Robert Schmid, *Zur Wirtschaftsgeographie von Nepal: Transport- und Kommunikationsprobleme Ostnepals im Zusammenhang mit der schweizerischen Entwicklungshilfe in der Region Jiri*, Zürich 1969 (Dissertation, Universität Zürich), S. 107–111.

ihrer Gründung an Liquidität. Die beteiligten Personen bezichtigten sich gegenseitig des Fehlverhaltens. Freilich stehen auch hier Aussagen gegen Aussagen, so dass die genauen Gründe für die Misswirtschaft nicht mehr nachvollziehbar sind. Was jedoch aus den gegenseitigen Anschuldigungen klar hervorgeht, ist eine Überforderung mit einer Aufgabe, für die niemand der Beteiligten die erforderlichen Kenntnisse besass.⁵⁴

Auch die vermeintliche Ähnlichkeit Jiris mit den Schweizer Bergen täuschte. Die Topographie war zwar ähnlich, das subtropische Klima mit den langen Monsun-Monaten hatte jedoch ganz andere Auswirkungen auf Landwirtschaft und Infrastruktur. Besondere Sorgen bereitete die Brücke über den Jiri-Khola-Fluss. Monsch hatte nach Plänen seines Schwiegervaters, der Kantonsingenieur von Graubünden war, eine befahrbare Brücke mit 20 Meter Spannweite aus Holz, Stein und Teer bauen lassen. Das einem Graubündner Brückentyp nachempfundene Bauwerk war jedoch ungeeignet für das subtropische Klima und musste aufgrund von Fäulnis schon bald zusätzlich unterstützt werden und brach schliesslich nach wenigen Jahren zusammen. Die Schweizer fürchteten, durch diese Fehlkonstruktion Zweifel an der schweizerischen Ingenieurskunst zu wecken und so an Prestige einzubüssen.⁵⁵

Die zunehmenden persönlichen Feindschaften zwischen den Schweizer Entwicklungshelferinnen und -helfern stellten diese und andere fachliche Schwierigkeiten des Jiri-Projektes allerdings in den Schatten. Zwar kritisierten sie jeweils die Arbeiten der anderen und stellten sich gegenseitig das Expertenwissen in Abrede. Doch eine konstruktive Auseinandersetzung mit der Frage nach Ausweitung oder Konzentration des Projektes oder gar mit Grundsatzfragen zur Entwicklungshilfe wurde durch die Misstimmung blockiert.

Die Lage in Jiri eskalierte schliesslich vollends mit dem Zuzug des Volkswirtschaftlers B. Müller. Müller war im Januar 1963 als stellvertretender Teamleiter der SATA nach Nepal gekommen und reiste regelmässig als Berater für Landwirtschafts- und Schulfragen nach Jiri. Monsch war zunächst froh über dessen fachliche Unterstützung, doch als Müller im September 1963 mit seiner Familie nach Jiri übersiedelte und die Leitung des inzwischen zum Mehrzweckprogramm angewachsenen Jiri-Projektes übernehmen sollte, verschlechterte sich die Stimmung

54 Zu den widersprüchlichen Vorwürfen die Spar- und Leihkasse betreffend siehe: BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Egli vom 8. April 1965, S. 8–9; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April 1965, Teil 1, S. 4–5; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 29. März 1965, Teil 1, S. 6–7; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248,

55 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Hirsbrunner vom 29. März 1965. Zentralsekretariat SHAG, Zürich: 1965, S. 9; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 29. März 1965, S. 10; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April, 1965 Teil 2, S. 4–5.

schlagartig. Monsch konnte nicht akzeptieren, dass ihm, ohne ihn vorhergehend zu konsultieren, nun ein jüngerer Kollege vor die Nase gesetzt wurde, welcher wenig mit den Verhältnissen in Nepal vertraut war.⁵⁶ Ausserdem ärgerte ihn, dass Müller kurz nach seiner Ankunft eine Erhebung über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Jiri und den umliegenden Tälern durchführte, ohne die schon länger in Jiri lebenden Kolleginnen und Kollegen miteinzubeziehen. In der Folge bildeten sich zwei Lager um die beiden Rivalen: die ‘Gruppe Müller’ und eine Gruppe um Monsch, die vom Arzt despektierlich als ‘Abenteurergruppe’ bezeichnete wurde.⁵⁷ Erstere kritisierte das bisherige Jiri-Projekt mit der Musterfarm und trieb die Ausweitung der Aktivitäten auf andere Bereiche der ländlichen Entwicklung voran, während sich Letztere gegen die Extension wehrte und um die Zukunft der Farm fürchtete. Nur die beiden alleinstehenden Frauen, die Krankenschwester und die Farmsekretärin, konnten sich zumindest zeitweise aus der Lagerbildung heraushalten.⁵⁸

Die ‘Gruppe Müller’ erhob eine Reihe polemischer Vorwürfe gegen Monsch und beschimpfte ihn als jähzornigen und gewalttätigen «Tyrann von Jiri»⁵⁹, der sowohl Schweizer als auch Jirels in Angst und Schrecken versetzten würde. Besonderes Ärgernis waren seine bissigen Hunde, die er angeblich mit Freude auf andere Leute losgelassen habe. Gemäss einer Statistik des Arztes habe durchschnittlich jeder zwölfte Tag ein Nepalese verarztet werden müssen, weil er von einem von Monschs Hunden gebissen worden war. Auch Monschs lockerer Umgang mit stets auf sich getragenen Schusswaffen erschreckte seine Mitmenschen. Zudem charakterisierte die ‘Gruppe Müller’ Monsch als psychisch labil sowie nikotin-, kaffee- und tablettenüchtig.⁶⁰ Einer der Schweizer meinte gar, Monsch wäre zum Mord fähig gewesen, wenn man seinen Jähzorn geweckt habe.⁶¹ Des Weiteren unterstellte man Monsch und einigen seiner Mitarbeiter, sie würden mit «SS- und SA-

56 Die Ergebnisse und daraus resultierenden Empfehlungen der Erhebungen sind zu finden in: BAR J2.261 2002/215, Bd. 510, Untersuchungen über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in den vier nepalesischen Gebirgstälern: Jiri, Sikri, Jellung, Khimti von B. Müller, September 1964.

57 Die Zuteilung der Personen in diese beiden Lager durch den Arzt ist gemäss Dr. iur. Frank allerdings sehr fragwürdig. Der Arzt zählte nämlich auch Personen zur ‘Abenteurergruppe’, welche selber mit Monsch im Streit lagen, sowie Personen, welche zwar in der Entwicklungshilfe tätig waren, aber nicht für das Jiri-Projekt arbeiteten. Siehe dazu: BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 24.

58 Ab 1963 arbeitete eine Schweizer Lehrerin halbtags als Farmsekretärin, halbtags als Lehrerin für die Schweizer Kinder in Jiri. Sie wohnte bei Familie Monsch auf der Farm.

59 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 20.

60 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 24. März 1965, S. 2.

61 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Hirsbrunner vom 29. März 1965, Teil 2, S. 7.

Methoden»⁶² die anderen ausspionieren, um deren Projekte zu sabotieren. Monsch bestritt diese ganzen Vorwürfe und warf seinerseits der 'Gruppe Müller' Kompetenzüberschreitungen, Gefährdung der geleisteten Aufbauarbeit und Unruhestiftung unter Schweizern wie auch unter Nepalesen vor. Ausserdem hegte er den Verdacht, einer seiner Hunde sei von einem Mitglied der 'Gruppe Müller' vergiftet worden.⁶³

Die Konflikte unter den Jiri-Schweizern erreichten im Frühling 1964 ihren Höhepunkt, als dem Zentralsekretariat der SATA eine Eingabe gegen Monsch eingereicht wurde mit der Forderung, Monsch bis zum Frühsommer aus Jiri zu entfernen. Diese Eingabe war von mehreren schweizerischen und nepalesischen Projektmitarbeitenden unterzeichnet worden und beinhaltete die Drohung, Jiri zu verlassen, sollte Monsch dies nicht vorher tun.⁶⁴ Kurz vor dieser Eingabe hatte bereits die Sekretärin die Farm mit Verweis auf Monschs «moralische Grausamkeit»⁶⁵ verlassen. Parallel reichte auch die lokale Panchayat-Behörde ein Beschwerdeschreiben gegen Monsch beim SATA-Vorstand ein. Schlichtungsversuche durch den SATA-Teamleiter bewirkten lediglich, dass die Protagonisten des Konfliktes noch etwas länger in Jiri ausharrten. Die Situation liess sich jedoch nicht mehr verbessern, und bis Anfang 1965 hatten alle am Konflikt beteiligten Schweizerinnen und Schweizer unter Angabe verschiedener Gründe Jiri verlassen und wurden durch ein neues Jiri-Team ersetzt.

Als Reaktion auf diese Krise veranlasste der Zentralvorstand in Zürich eine interne Untersuchung, die in der Folge nicht nur das fachliche und menschliche Versagen der Jiri-Leute, sondern auch substantielle Kritik am Verhalten der SATA-Leitung seitens der Mitarbeitenden zu Tage brachte. Bei der Klärung der Vorfälle in Jiri wurden die Probleme auf die Personen reduziert, während die Art der geleisteten Entwicklungshilfe von der SATA-Leitung nicht in Frage gestellt wurde. Um das Problem auf einen Nenner zu bringen, wurde deshalb Nationalrat Conzett zitiert, der Anfang 1964 Jiri besucht hatte: «Die Krisis ist in erster Linie auf die Personen der Leitung beschränkt, von denen jede versucht, ein kleines Königreich zu errichten und mit allen Mitteln verhindern will, dass irgendjemand

62 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 24. März 1965, S. 6.

63 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokolle der Sitzungen von Frank und Monsch vom 13. Januar 1965 und 29. März 1965.

64 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 10. Im Mai 1964 gründeten nepalesische Projektmitarbeitende zudem eine 'Nepalese staff-association', die sich ebenfalls gegen Monsch richtete. Dokumente der 'Nepalese staff-association' sind leider nicht im BAR vorhanden, doch finden sich Hinweise darauf: *ibid.*, Anhang S. 3.

65 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokolle der Sitzungen von Frank und Monsch vom 13. Januar 1965, S. 4.

die Grenze dieses persönlichen Königreichs überschreitet.»⁶⁶ Dementsprechend wird im Untersuchungsbericht konstatiert, dass Fehlschläge eben unvermeidlich seien und die persönlichen Streitereien zwar Arbeiten verzögert, aber keineswegs unwirksam gemacht hätten. Was hingegen als sehr gravierend erachtete wurde, war, dass die Konflikte unter den Schweizern auch vor nepalesischen Mitarbeitern ausgetragen wurden.⁶⁷ Damit würden die fachlichen und menschlichen Schwächen auch für die Einheimischen sichtbar, was den Expertenstatus der Schweizerinnen und Schweizer gefährdete.⁶⁸ Als Schlussfolgerung der Untersuchung empfahl man ein Festhalten an den 'bewährten Grundsätzen' der bisherigen Entwicklungshilfe mit einer gründlicheren Ausreisepreparierung der Feldmitarbeitenden unter eventueller Beihilfe des Instituts für angewandte Psychologie der Universität Zürich.⁶⁹

So wurde die Extension des Jiri-Projekts trotz der Probleme weiterhin vorangetrieben. Ausgerechnet auf dem Höhepunkt der Krise im Frühling 1964 wurde der erste formelle Vertrag zwischen der SATA und der nepalesischen Regierung über das Jiri-Projekt unterzeichnet, welcher die bisherigen Projektaktivitäten nun offiziell zum Mehrzweckprogramm erklärte. Von da an sollte die Schweizer Entwicklungshilfe nicht nur die Bereiche Land-, Vieh-, Waldwirtschaft und Medizin abdecken, sondern auch eine Konsumgenossenschaft, eine Genossenschaftsbank, ein landwirtschaftliches Ausbildungszentrum, Heimindustrie und weitere Bereiche in einer ausgedehnten Projektregion umfassen.⁷⁰

Die Nepalesen

Eine der grundlegenden Fragen, welche nebst den bereits genannten Streitpunkten innerhalb des Jiri-Teams immer wieder aufgeworfen wurde, war die Frage nach der Zusammenarbeit mit den Nepalesen und deren Repräsentationsmacht. Vor allem die Frage, wie die ärmere Bevölkerung gefördert werden könne und wie mit der lokalen Oberschicht kooperiert werden müsse, stellte die Schweizer Entwicklungsexperten vor grössere Schwierigkeiten. Angesichts der schwerwiegenden persönlichen Streitereien wurde diesen Fragen bei der Untersuchung der Konflikte

66 BAR E. 2005 A 1978/137, Bd. 267, Hans Conzett, Nationalrat, Bericht über die Besichtigung von bilateralen Hilfswerken der Schweiz in Indien und Nepal vom 28. Januar bis 12. Februar 1964, S. 11. Conzett wird ausserdem zitiert in BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 29.

67 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965 und dazugehörige Gesprächsprotokolle mit den beteiligten Personen.

68 *Ibid.*, S. 13.

69 *Ibid.*, S. 31–34.

70 BAR J2.261 2002/215, Bd. 448, Agreement between His Majesty's Government of Nepal and the Swiss Association of Technical Assistance regarding the Jiri Multipurpose Development Project, 12. Mai 1964.

allerdings weniger Bedeutung zugemessen, auch wurden sie für die Planung der Projektausweitung nach 1964 kaum berücksichtigt.

Sowohl die 'Gruppe Müller' als auch die 'Abenteurergruppe' beteuerten, um ihr Vorgehen zu rechtfertigen, stets im Interesse der Nepalesen zu handeln. Dabei erschienen 'die Nepalesen' meist als Kollektiv, ungeachtet der Tatsache, dass die im Projekt arbeitenden und die vom Projekt betroffenen Nepalesen viel weniger noch als die schweizerischen Entwicklungshelferinnen und -helfer eine einheitliche Gruppe bildeten. Tatsächlich setzte sich diese aus Vertretern der Behörden, aus Projektmitarbeitenden und der lokalen Bevölkerung zusammen. Auf Seite der Behörden standen zunächst die Beamten des nepalesischen Landwirtschaftsministeriums, mit welchen die SATA über die offiziellen Rahmenbedingungen der Projektaktivitäten zu verhandeln hatte. Ab 1962 gab es überdies ein lokales Panchayat-Gremium, mit dem die Implementierung der Projekte abgesprochen werden musste. Die Projektmitarbeitenden setzten sich ebenfalls aus Leuten aus Kathmandu und aus der Umgebung von Jiri zusammen. Die meisten qualifizierteren Stellen waren dabei mit Fachkräften aus Kathmandu besetzt, während Männer und Frauen aus der Region vor allem für die zahlreichen Hilfsarbeiten auf der Farm und auf Baustellen eingesetzt wurden. Die lokale Bevölkerung war wiederum keineswegs homogen, sondern sehr hierarchisch organisiert und setzte sich aus Angehörigen verschiedener Volksgruppen und Kasten zusammen.⁷¹

Wenn sich die zerstrittenen Schweizerinnen und Schweizer zur Rechtfertigung ihrer Handlungen auf den Willen 'der Nepalesen' beriefen, meinten sie deshalb oft ganz verschiedene Akteure. Für Monsch verkörperte beispielsweise sein nepalesischer Vorgesetzter des Landwirtschaftsministeriums, der Direktor für Landwirtschaft Pradhan, die nepalesische Regierung und repräsentierte den Willen der Nepalesen. Pradhan war von Anfang an ins Jiri-Projekt involviert und identifizierte sich sehr stark damit. Monsch anerkannte dessen Autorität und unternahm grundsätzlich keine neuen Arbeitsschritte ohne Pradhans Einwilligung. Dessen Zustimmung und Rückendeckung verliehen ihm daher ein Gefühl der Legitimation und Rechtmässigkeit seiner Aktivitäten. Sein Pflichtgefühl gegenüber Pradhan ging sogar so weit, dass er sich nicht nur als Angestellter der SATA, sondern auch als direkt von der nepalesischen Regierung Beauftragter verstand.⁷² Auch von einigen Farmangestellten hielt Monsch viel. Besonders schätzte er den Vorarbeiter P. Sherpa, der ihm in der Leitung der Farm eine grosse Stütze war. Sherpa nahm ausserdem eine wichtige Mittlerrolle zwischen Monsch und der lokalen Bevölkerung ein und

71 Vgl. Evaluationsbericht 1969, S. 147–158.

72 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Untersuchungsbericht von Dr. iur. L. Frank z.H. des SHAG vom 26. Mai 1965, S. 6; BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Brief von G. Monsch an R. Jenny vom 21. Januar 1963.



Abbildung 3: Der Konsumladen in Jiri. Bildquelle: CH-BAR.

beriet später als Mitglied des Bankkomitees die Schweizer hinsichtlich der Kreditwürdigkeit der lokalen Bankkunden.⁷³ Gegenüber der traditionellen Oberschicht von Jiri war der anti-elitär eingestellte Monsch jedoch eher feindlich gesinnt. Besonders die lokalen Grossgrundbesitzer und Geldverleiher betrachtete er als entwicklungshemmende Ausbeuter. Monsch verstand sich als Freund und Helfer der wenig privilegierten Jirels und versuchte mit seinen Arbeiten die traditionelle Oberschicht zu umgehen. So sollte nach seinen Vorstellungen durch die Spar- und Leihkasse die Macht der lokalen Geldverleiher untergraben werden, welche horrenden Zinsen von ihren Schuldner verlangten. Mit seinem teilweise harschen Vorgehen gegen Angehörige der traditionellen Oberschicht machte er sich und die Farm allerdings unbeliebt und verscherzte es sich mit dem lokalen Panchayat, das sich grösstenteils aus hochkastigen Grossgrundbesitzern und Geldverleihern zusammensetzte. Wie unbeliebt er sich in diesen Kreisen machte, zeigte sich an der Eingabe des Panchayats an die SATA mit der Forderung nach seiner Absetzung. Auch habe es gemäss der 'Gruppe Müller' immer wieder Prozesse gegen Monsch

73 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 505, Bericht von A. Monsch an R. Wilhelm vom 6. Dezember 1960; vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Egli vom 8. April 1965, S. 8.

gegeben, weil er angeblich illegal Land von lokalen Bauern konfisziert habe. Nur dank der Rückendeckung durch Pradhan sei Monsch so lange auf seinem Posten geblieben. Monsch bestritt jedoch solche Vorwürfe vehement und beteuerte, immer rechtmässig gehandelt zu haben.⁷⁴

Auch die Krankenschwester, die von der 'Gruppe Müller' zur 'Abenteurergruppe' gezählt wurde, betrachtete sich als Fürsprecherin der weniger privilegierten Jirels. Sie war entschieden gegen das ausgeprägte Kastensystem und setzte durch, dass Angehörige aller Kasten im selben Krankenzimmer behandelt wurden. Ihr vorgesetzter Arzt kritisierte dieses Vorgehen und vertrat die Ansicht, dass man sich als Ausländer der sozialen Ordnung anpassen müsse. Das Kastensystem war erst Anfang der 1960er Jahre offiziell abgeschafft worden, und als Schweizer könnten sie kein Umdenken erzwingen, so sein Standpunkt. Er förderte deshalb fast ausschliesslich die Ausbildung hochkastiger Krankenschwestern, da diese von Patienten aller Kasten akzeptiert würden. Der Arzt unterstellte der 'Abenteurergruppe' zudem eine 'soziale Mission', welche sowohl bei den Reichen als auch bei den Armen auf Widerstand gestossen sei. Seiner Meinung nach fühlten sich die Armen bei den Reichen geborgen und würden deshalb keine radikalen Änderungen der Sozialordnung wünschen. Zur Untermauerung seiner Überzeugung betonte er, ihm sei von der Bevölkerung stets grosser Respekt entgegengebracht worden. Er habe bei seinem Weggang aus Jiri viele Komplimente erhalten, weil er gut zu den Armen und den Reichen gewesen sei.⁷⁵ Auffallend bei der heiklen Frage nach der Vereinbarkeit des Kastensystems mit Entwicklungsbestrebungen ist die paternalistische Haltung beider Seiten. Während der Arzt argumentierte, «[d]ie Armen fühlen sich geborgen bei den Reichen»⁷⁶, rühmte sich die Krankenschwester, das «Zutrauen der ärmeren Schichten»⁷⁷ genossen zu haben. Die Nepalesen hätten gespürt, dass sie sich aus den Streitereien der anderen Schweizer heraushielt und ihre konsequent eigenständige Linie geschätzt. «Die Nepali sind im Denken wirklich wie Kinder, viell[eicht] spüren sie, ob man konsequent und korrekt mit ihnen ist. Wenn sie das wissen ein Jahr lang, dann würden sie nachher alles für jemanden tun.»⁷⁸

Müller unterstützte die Ansicht des Arztes, dass Entwicklung nicht gegen, sondern nur in Zusammenarbeit mit den einflussreichen Gruppen erreicht werden

74 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Baumgartner vom 20. Mai 1965, S. 8–9; Protokoll der Sitzung von Frank und Monsch vom 13. Januar 1965, S. 2–3; BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April 1965, Teil 1, S. 5–6.

75 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und von Gunten vom 1. April 1965 Teil 1, S. 6–8.

76 *Ibid.*, S. 8.

77 BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Baumgartner vom 20. Mai 1965, S. 7.

78 *Ibid.*

könne. Er war überzeugt von der 'Trickle-down-Theorie', der Vorstellung, dass durch die Unterstützung der einflussreichen Gruppen die allgemeine Entwicklung der Gegend gefördert werden könne, wovon längerfristig alle profitieren würden. Anders als für Monsch verkörperte für ihn nicht das Landwirtschaftsministerium das offizielle Nepal, sondern die nationale Regierung und die lokalen Panchayate.⁷⁹ Müller hatte Mühe mit Pradhan, da sich dieser wie Monsch nur für die Farm eingesetzt und sich gegen die Extension des Jiri-Programmes gesträubt habe. Er verdächtigte ihn, den Vertragsabschluss über das Jiri-Mehrzweckprogramm sabotiert zu haben, und betonte, der Vertrag sei schliesslich genau dann zustande gekommen, als Pradhan von seinem Regierungsposten suspendiert wurde. Nicht ohne Genugtuung hielt Müller ausserdem fest, dass die vorübergehende Absetzung Pradhans gemäss Gerüchten nicht zuletzt auch auf «sein schlechtes Benehmen gegenüber ausländischen Missionen»⁸⁰ zurückzuführen gewesen sei. Pradhan habe seine Position nur dank guter Beziehungen zu einem der nepalesischen Prinzen so lange halten können. Während Müller Pradhan als Verbündeten Monschs bezeichnete, beschrieb er andere Nepalesen als dessen Opfer. So nannte er als Auslöser für das Ultimatum gegen Monsch die Bedrohung eines nepalesischen Projektmitarbeiters, der gleichzeitig Mitglied des lokalen Panchayats war. Weil dieser sich geweigert habe, sich für die Rehabilitierung eines von Müller entlassenen Schweizer Bauzeichners einzusetzen, habe ihn Monsch mit der Entlassung und der Forderung bedroht, er müsse sein Fünfjahresdarlehen der Jiri-Bank sofort zurückzahlen. Als auch noch sein Sohn von Monschs Hund gebissen worden sei, hätten er und andere Einheimische schliesslich die Absetzung von Monsch verlangt. Im Weiteren hob Müller hervor, der Vertrag über die Ausweitung der Entwicklungshilfe in Jiri zum Mehrzweckprogramm sei auf Wunsch 'der Nepalesen' zustande gekommen. Er und der Teamleiter der SATA seien somit nur auf die Bedürfnisse der nepalesischen Regierung und Bevölkerung eingetreten.⁸¹

Beide Lager waren der Überzeugung, im Interesse 'der Nepalesen' zu handeln, obwohl es diese als homogene Gruppe mit einheitlichen Bedürfnissen und Wünschen gar nicht gab. Da die Absicherung der Projektaktivitäten durch 'die Nepalesen' so wichtig war, kam es unter dem neuen bilateralen Vertrag schliesslich zu einer schwerfälligen Führungsstruktur mit mehreren Gremien bestehend aus Vertretern der SATA, verschiedenen nepalesischen Ministerien, den Panchayaten und aus Projektangestellten in leitenden Positionen. Dadurch sollte eine besonders gute Einbindung des Programmes in die nepalesischen Gegebenheiten garantiert wer-

79 Vgl. BAR J2.261 2002/215, Bd. 248, Protokoll der Sitzung von Frank und Müller vom 25. März 1965, S. 16.

80 *Ibid.*, S. 19.

81 Vgl. *ibid.*, S. 16–20.

den. Gemäss der Evaluation von 1968 bewirkte man jedoch genau das Gegenteil, die Isolation des Projektes von der nationalen Entwicklungsplanung verstärkte sich.⁸² Auch die Einbindung möglichst breiter Bevölkerungsschichten gelang nicht, da die gezielte Umformung der lokalen Gesellschaft ausserhalb der Macht der Entwicklungsexperten lag. Zwar glaubten die Schweizerinnen und Schweizer die lokalen Sozial- und Machtstrukturen zu durchschauen, allerdings hatten diese eine Eigendynamik, die von den Ausländern nicht vollständig verstanden, geschweige denn gesteuert werden konnte. Dazu wurde in der Programmevaluation festgestellt, dass «[d]er Misserfolg der Konsumgenossenschaft und der Kreditbank [...] weitgehend darauf zurückzuführen [ist], dass die traditionelle Oberschicht es verstanden hat, diese Institutionen unter ihre Kontrolle zu bringen.»⁸³ Auch die Beurteilung der übrigen Projektanstrengungen fiel vernichtend aus: Diese hätten bloss zu einer partiellen Modernisierung der Oberschicht und zu Spannungen in unteren Schichten geführt, welche das Gefühl hatten, dass nur die Reichen von der Entwicklungshilfe profitieren würden. Diese Spannungen äusserten sich teilweise in offenem Widerstand gegen Personen, die eng mit dem Projekt in Kontakt standen. Beispielsweise wurde in einer angrenzenden, von der Volksgruppe der buddhistischen Sherpa dominierten Region ein Brahmin (Angehöriger der hinduistischen Priesterkaste) aufgrund seiner engen Beziehungen zum Jiri-Programm nicht mehr ins dortige Dorf-Panchayat gewählt.⁸⁴ Der erwartete 'Trickle-down-Effekt' des Jiri-Programms blieb dementsprechend aus, und das Evaluationsteam schlussfolgerte: «Wir können annehmen, dass die Zusammenarbeit des Projekts mit der traditionellen Oberschicht eine der wesentlichsten Ursachen dafür ist, dass es bis anhin nicht gelang, weitere Bevölkerungsschichten zu erreichen. Zudem werden nepalesische und schweizerische Experten in hohem Masse als Interessenvertreter der traditionellen Oberschicht betrachtet.»⁸⁵ Die Chancen, andere Gruppen als die traditionelle Oberschicht zu erreichen, erachtete das Evaluationsteam als «v.a. in jenen Gebieten gross, in denen das Projekt erst seit kurzer Zeit seinen Einfluss geltend macht und bei den unteren Schichten noch nicht der Eindruck vorherrscht, das Projekt diene in erster Linie der Unterstützung der Reichen. Dabei müsste versucht werden, sich ganz bewusst an die aufgrund traditioneller Kriterien diskriminierter Gruppen zu wenden.»⁸⁶ Dass dies einige Jahre zuvor von der 'Abenteurergruppe' zumindest teilweise versucht worden war und dieses Vorgehen den Kollegen damals ungeeignet schien, wurde von den Evaluatoren indes

82 Vgl. Evaluationsbericht 1969, S. 14–15.

83 *Ibid.*, S. 157.

84 Vgl. *ibid.*, S. 142–143; 157–159.

85 *Ibid.*, S. 157.

86 *Ibid.*, S. 159.

nicht erwähnt. Auch wenn gegen Ende der 1960er Jahre das Bewusstsein gewachsen war, dass Entwicklungshilfe nicht automatisch der erwünschten Zielgruppe zugutekommt, wurden die Nepalesen nach wie vor als eine kollektive Empfängergruppe beschrieben, die aus wenigen Reichen und vielen Armen bestehe. Die Handlungsmacht und die Interessen von einzelnen Nepalesen innerhalb von Entwicklungsprojekten wurden jedoch nicht eingehend reflektiert.

Als Schlussfolgerung präsentierte das Evaluationsteam dem auftraggebenden DftZ drei Möglichkeiten für die Zukunft des Jiri-Programms: 1. Weiterführung wie bisher. Dies wurde aber aufgrund der aufgezeigten Probleme nicht empfohlen und nur mit einem gezielten Abbau der traditionellen Diskriminierungen als vertretbar erachtet; 2. Rückzug aus Jiri und Beendigung der Projekte. Ein Rückzug sei angesichts der Schwierigkeiten vertretbar, wurde aber ebenfalls nicht empfohlen; 3. vollständige Neukonzipierung des Programms als integriertes Grossprojekt, welches auch den Bau einer Strasse nach Kathmandu umfassen sollte. Ob sich eine solche Investition bei den bisher eher negativen Erfahrungen lohne, wollten die Evaluatoren offen lassen.⁸⁷

Weder die Evaluatoren noch die SATA benannten konkrete Gründe, die gegen einen Rückzug aus Jiri sprachen, doch die Vermutung liegt nahe, dass dies sowohl für die innenpolitische Absicherung als auch für die Reputation der Schweiz in Nepal als unvorteilhaft erachtet wurde. Deshalb schien zunächst trotz den aufgezeigten Nachteilen die erste Option die beste für die SATA. Als der Jiri-Vertrag 1970 auslief, unterbreitete die SATA basierend auf den Ergebnissen der genannten Studie Vorschläge für Neuerungen im Programm. Der zuständige Staatssekretär des nepalesischen Finanzministeriums lehnte diese Vorschläge jedoch ab und beendete die Zusammenarbeit mit den Schweizern, um die Jiri-Projekte allein mit nepalesischen Mitarbeitenden weiterzuführen.⁸⁸ Sowohl die nepalesische Regierung als auch die SATA hatten aber weiterhin ein starkes Interesse an der gemeinsamen Entwicklung der Hügelgebiete Nepals. So wurde schliesslich die vom Evaluationsteam vorgeschlagene dritte Option wiederaufgegriffen und 1972 das *Integrated Hill Development Project* (IHDP) ins Leben gerufen, das nicht nur den Bau einer Bergstrasse umfasste, sondern sich auch zentral der Frage widmete, wie traditionell benachteiligte Gruppen durch Entwicklungshilfe gefördert werden können.⁸⁹

87 Vgl. *ibid.*, S. 18–22.

88 Vgl. Högger 1975, *op. cit.*, S. 19–20.

89 Zum IHDP siehe: Wilhelm 2012, *op. cit.*

Schluss

Die Geschichte des Jiri-Projektes, das sich von einer kleinen Musterfarm zu einem ausser Kontrolle geratenen Mehrzweckprogramm entwickelt hatte, zeigt die Komplexität von Entwicklungshilfe in der Praxis auf. Jede Handlung setzte Prozesse in Gang, die nur schwer durchschaubar und lenkbar waren. Die in Jiri ausgelöste Eigendynamik zeigt zudem, wie vielseitig und flexibel Macht zwischen allen beteiligten Personen verteilt war und wie ausgeliefert die 'Geber' gegenüber lokalen Machtstrukturen waren. Die Feldmitarbeitenden waren mit ihrer komplexen Aufgabe vielfach überfordert und fühlten sich von den Planern und Theoretikern ihrer Organisation im Stich gelassen. Die grossen Entwicklungstheorien sowie die Konzepte ihres Arbeitgebers boten ihnen bei ihrer alltäglichen Arbeit im 'Feld' keine brauchbaren Leitlinien. Stattdessen entpuppten sich scheinbar nichtige Probleme wie bissige Hunde oder Hierarchien in einem Spital, die in keiner entwicklungstheoretischen Debatte vorkommen, als zentrale, projektgefährdende Konfliktpunkte. Angesichts der ernüchternden Bilanz des Jiri-Projekts und der Rückweisung der nepalesischen Regierung gab es für die SATA schlussendlich nur eine Möglichkeit, ihr bisher grösstes Projekt nicht wie eine Bauruine in der Landschaft stehen zu lassen und sich damit als Entwicklungshilfsorganisation in Nepal zu diskreditieren: die Flucht nach vorne. Damit fand das 'gescheiterte' Jiri-Projekt seinen Sinn als Vorläufer des viel grösseren IHDP, wobei dieser Schritt wiederum mit dem Wunsch 'der Nepalesen' begründet wurde.

Bei der Rechtfertigung des Jiri-Programms und des weiteren Engagements der Schweiz in Nepal nahmen die drei im Aufsatz beschriebenen rhetorischen Figuren wichtige Legitimationsfunktionen ein. Der 'Pionier' war zwar wichtig, um in den 1960er Jahren das für die Schweiz weitgehend unbekanntes Feld der Entwicklungshilfe zu besetzen. Als Figur diente er allerdings auch dazu, personelle Fehlentscheidungen und mangelnde Planung zu kaschieren. Demgegenüber half der 'Experte' zweifellos, die verschiedenen Hilfsprojekte zu implementieren, doch war es auch seine Aufgabe, die Notwendigkeit der Anwesenheit der Schweizer in Nepal durch seine Überlegenheit unter Beweis zu stellen. Die 'Nepalesen' lieferten schliesslich die Erklärung für das Engagement in Projekten, die sich als nicht erfolgreich erwiesen. Zugleich wurden sie von den Schweizern unterschätzt, da sie eben nicht bloss wie Kinder waren, sondern mit Entwicklungshilfe eigene Interessen verfolgten.

Mit diesem Hinweis auf die Rechtfertigungsstrategien wird die generelle Frage nach der Persistenz von Entwicklungshilfe zwar angeschnitten, doch kann sie nicht beantwortet werden. Denn warum der Glaube an Entwicklungshilfe trotz der vielen Enttäuschungen im Jiri-Projekt nicht aufgegeben wurde, bleibt letztlich unklar.

Es kann jedoch festgestellt werden, dass im Falle von Jiri sicherlich ein Interesse der nepalesischen Regierung an der Erschliessung abgelegener und schwer kontrollierbarer Gebiete vorhanden war. Die Schweizer 'Geber' waren demgegenüber weiterhin überzeugt, Gutes zu tun und gebraucht zu werden. Geostrategische oder wirtschaftliche Interessen waren für sie nicht massgebend. Für die Schweizer Entwicklungsfachleute war Nepal zudem ein attraktives Einsatzland, bot es doch eine Art von Leben, Arbeit und Status, die in der Schweiz nicht möglich gewesen wären. Entscheidend war ausserdem das Gefühl, an einem 'Point of no Return' angelangt zu sein. Dieses drückte sich einerseits im Schweizer 'Entwicklungsapparat'⁹⁰ aus, der Ende der 1960er Jahre bereits eine solche Eigendynamik entwickelt hatte, dass ein Rückzug aus einem der Haupteinsatzgebiete nicht opportun für die Rechtfertigung des damals stark vorangetriebenen Ausbaus der Schweizer Entwicklungshilfe gewesen wäre. Andererseits manifestierte sich der 'Point of no Return' auch in einer Gewissheit der Schweizer Akteure, durch die Entwicklungsarbeit schon zu viele Prozesse ausgelöst zu haben, um sich ohne grösseren Schaden aus der Projektregion zurückziehen zu können; die einmal auf sich genommene Verantwortung sei deshalb weiterhin zu tragen.

Die Gründung der Schweizer Freiwilligensektion fällt in die Anfangsjahre der schweizerischen Entwicklungshilfe. 1961 war innerhalb des Eidgenössischen Politischen Departements (EPD) der DILZ gegründet worden, ein Vorläufer der heutigen *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit* (DEZA).⁹¹ Wie Lukas Zürcher gezeigt hat, verstand man sich dabei in der Schweiz «als Modell und Vorbild für Entwicklungsländer, insbesondere für afrikanische Staaten».⁹² Den Aufbau eines Freiwilligendienstes stellte der DILZ rückblickend als Reaktion auf eine bestehende Nachfrage dar:

Als 1963 sich immer mehr junge Schweizer erkundigten, ob die Möglichkeit zur Arbeit innerhalb eines solchen Dienstes bestehe, entschloss sich der Bundesrat, einen Versuch mit einem Schweizer Freiwilligen-Korps zu machen.⁹³

⁹⁰ Dieser Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit, die ein Lehrstuhl von Prof. Dr. Gisela Kriger an der Universität Zürich betreutet hat. Ich danke ihr an dieser Stelle für die hervorragende Beratung. Mein Dank geht zudem an Martin Lischka, Katrin Pfundt, Frank Schubert, Daniel Speich und Lukas Zürcher.

⁹¹ Zuerst gab es Freiwilligenprojekte in Nepal, die jedoch nicht in die Analyse einbezogen werden. Vgl. Ursula Pfundt, «Durchbruch in Organisations- und Konzeptions- Die technische Zusammenarbeit beim DILZ, 1965-1970», in Peter Hug, Ingrid Meier (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungszusammenarbeit* (Zürich 1991), S. 38.

⁹² Lukas Zürcher, «Die Schweiz auf der Karte dieses fernen Landes – Globale Positionierung und lokale Entwicklungspolitik der Schweiz in Ruanda in den 1960er Jahren», in Ingrid Meier, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungspolitik. Globale politische und internationale Zusammenarbeit*, (Zürich 2010), S. 107.

⁹⁰ James Ferguson, *The Anti-Politics Machine: «Development», Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*, Cambridge 1990.

«Die Haltung eines älteren Bruders». Ideal, Selbstverständnis und Afrikabild der Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit, 1964–1974*

Patricia Hongler

Im Jahr 1964 rief der *Dienst für technische Zusammenarbeit* (DftZ) eine auf junge Menschen ausgerichtete Sektion ins Leben: die *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit*. In diesem Rahmen arbeiteten in den folgenden Jahren mehrere hundert Schweizerinnen und Schweizer während einer begrenzten Zeitspanne auf dem afrikanischen Kontinent.¹ Anhand einer Analyse ihrer Erfahrungsberichte wird im vorliegenden Beitrag nach dem Ideal, Selbstverständnis und Afrikabild der Freiwilligen gefragt. Ausserdem untersuche ich Auswirkungen dieser Konstrukte auf Machtverhältnisse sowie auf den Umgang mit eigenem und fremdem (Nicht-)Wissen. Zunächst wird ein kurzer Einblick in den historischen Kontext der Freiwilligenaktion gegeben sowie eine theoretische Einbettung geleistet.

Die Gründung der Schweizer Freiwilligensektion fällt in die Anfangsjahre der schweizerischen Entwicklungshilfe. 1961 war innerhalb des *Eidgenössischen Politischen Departements* (EPD) der DftZ gegründet worden, ein Vorläufer der heutigen *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit* (DEZA).² Wie Lukas Zürcher gezeigt hat, verstand man sich dabei in der Schweiz «als Modell und Vorbild für Entwicklungsländer, insbesondere für afrikanische Staaten».³ Den Aufbau eines Freiwilligendienstes stellte der DftZ rückblickend als Reaktion auf eine bestehende Nachfrage dar:

Als 1963 sich immer mehr junge Schweizer erkundigten, ob die Möglichkeit zur Arbeit innerhalb eines solchen Dienstes bestehe, entschloss sich der Bundesrat, einen Versuch mit einem Schweizer Freiwilligen-Korps zu machen.⁴

* Dieser Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit, die am Lehrstuhl von Prof. Dr. Gesine Krüger am Historischen Seminar der Universität Zürich entstanden ist. Ich danke ihr an dieser Stelle für die hervorragende Betreuung. Mein Dank geht zudem an Marina Lienhard, Katrin Pfrunder, Frank Schubert, Daniel Speich und Lukas Zürcher.

- 1 Zudem gab es Freiwilligeneinsätze in Nepal, die jedoch nicht in die Analyse miteinbezogen werden.
- 2 Vgl. Branka Fluri, «Umbruch in Organisation und Konzeption. Die technische Zusammenarbeit beim Bund, 1958–1970», in: Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik*, Bern 1993, S. 385.
- 3 Lukas Zürcher, «'So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat'. Globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Rwanda in den 1960er-Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M./New York 2009, S. 275–309, hier S. 282.
- 4 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit, S. 1.

Dies passt zur von Daniel Trachsler in diesem Band vertretenen These, wonach der Entwicklungshilfe eine innenpolitische Ventilfunktion zukam. Sie bot demnach die Möglichkeit, einen angestauten internationalen Solidaritätswillen der Schweizer Jugend in kontrollierbare Bahnen zu lenken.⁵ Klar ist, dass sich die Freiwilligensektion stark am 1961 gegründeten amerikanischen *Peace Corps* orientierte. Dieses diente der Imagepflege der USA im Ausland. Zu Beginn seines Bestehens war das *Peace Corps* sehr populär und veranlasste europäische Regierungen zur Ausarbeitung ähnlicher Projekte.⁶ Denkbar wäre somit auch, dass in der Schweiz aus diesem Grund Einsatzmöglichkeiten für junge Menschen in der Entwicklungshilfe geschaffen wurden. Wichtig für die vorliegende Analyse sind allerdings weniger allfällige Motive und Ziele hinter der Freiwilligenaktion als die Feststellung, dass Entwicklungsarbeit durch junge Schweizerinnen und Schweizer als geeignetes Mittel zur Bekämpfung von Armut und 'Unterentwicklung' angesehen wurde.

Der Elan und die Zuversicht der ersten Entwicklungsdekade verflogen jedoch bald.⁷ Zu Beginn der 1970er Jahre wurde das schweizerische Engagement in der Entwicklungshilfe zu einem innenpolitisch umkämpften Thema. Entwicklungspolitische Organisationen hinterfragten die Art des Hilfeleistens sowie die dahinter vermuteten Absichten und Interessen. Armut und 'Unterentwicklung' deuteten sie neu als Folge von Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnissen.⁸ Diese Veränderungen sind für die nachfolgende Analyse wichtig, denn sie spiegeln sich auch in den Quellen zur Freiwilligenaktion.

Während die sich wandelnden Konzepte der Entwicklungshilfe sowie ihre politische und wirtschaftliche Dimension in den letzten Jahren bereits von der Geschichtswissenschaft analysiert worden sind, bleiben die direkt involvierten Akteurinnen und Akteure und ihre Alltagserfahrungen in diesen Darstellungen meist abstrakt oder unsichtbar.⁹ Im vorliegenden Beitrag werden daher bewusst die Freiwilligen und ihre Textzeugnisse ins Zentrum gestellt. Allerdings kann es keineswegs

5 Vgl. den Beitrag von Daniel Trachsler in diesem Band.

6 Vgl. Sabine Kraut, «Guter Willen, wenig Erfolg. Von Kennedys Peace Corps zur Aktion 'Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit', 1961–1972», in: Hug, Mesmer 1993, *op. cit.*, S. 445–447. Die Anlehnung an das amerikanische Vorbild ist in den Quellen zur Freiwilligenaktion offensichtlich. Publikationen und Leitfäden des *Peace Corps* wurden zum Teil inhaltlich unverändert übernommen.

7 Dies galt nicht nur für den Schweizer Kontext, sondern für den damaligen Entwicklungsdiskurs im Allgemeinen, vgl. Hubertus Büschel, Daniel Speich, «Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit», in: dies. 2009, *op. cit.*, S. 13.

8 Vgl. Monica Kalt, *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*, Bern 2010, S. 317; Konrad Kuhn, «'Der Kampf der Entrechteten dort ist unser Kampf hier!' Entwicklungspolitisches Engagement und internationale Solidarität in der Schweiz», in: Janick Marina Schaufelbuehl (Hg.), *1968–1978: Ein bewegtes Jahrzehnt in der Schweiz*, S. 113–124, hier S. 113, sowie den Beitrag von Samuel Misteli in diesem Band.

9 Vgl. die Kritik von Anne-Meike Fechter, Heather Hindman (Hg.), *Inside the Everyday Lives of Development Workers. The Challenges and Futures of Aidland*, Sterling 2011, S. 4 sowie den Beitrag von Lukas Zürcher in diesem Band.

das Ziel sein, diese frühen Akteurinnen und Akteure der schweizerischen Entwicklungshilfe rückblickend falscher Einschätzungen und Handlungen zu überführen und damit aus heutiger Perspektive selbstgerecht aufzutrupfen. Vielmehr möchte ich den Denkmustern in den Texten der Freiwilligen nachgehen und dabei Widersprüchlichkeiten und Zusammenhänge benennen. Ich unterscheide dazu drei miteinander verknüpfte Fragekomplexe: In einem ersten Schritt gehe ich dem Idealbild nach, das vom DftZ in Bezug auf die Freiwilligen entworfen wurde. Wie sollte der oder die ideale Freiwillige gemäss dem DftZ im Einsatzland leben und arbeiten? Welches Konzept von Hilfe und 'Entwicklung' lässt sich daran beobachten? Und wies dieses Idealbild genderspezifische Merkmale auf? In einem zweiten Schritt arbeite ich heraus, welche Bilder die Freiwilligen in Bezug auf sich selbst, ihre Arbeit und ihre Funktion konstruierten. Dabei gehe ich davon aus, dass sich Selbstbilder in Abgrenzung gegenüber einem 'Anderen' ergeben. Diese Beschreibung von Menschen als andersartig und fremd zur Konstruktion eines normalen 'Selbst' wird in der postkolonialen Theorie als *othering* bezeichnet.¹⁰ Inwiefern schufen die Freiwilligen also eine Differenz zwischen sich und Anderen, konkret zwischen sich und ihren afrikanischen Counterparts oder Homologues?¹¹ Zuletzt wird gefragt, welche Auswirkungen das vom DftZ vorgegebene Idealbild auf das Alltagsleben in den Einsatzländern hatte. Dabei vertrete ich die These, dass dieses Idealbild von grundsätzlichen Widersprüchen geprägt war und die Position der Freiwilligen erheblich erschwerte.

Die in den Quellen zur Freiwilligenaktion beobachtbaren Selbst- und Fremdzuschreibungen weisen Kontinuitäten auf, die auf entscheidende Weise mit kolonialer Herrschaft und der damit einhergehenden Wissensproduktion verknüpft sind.¹² *Postkoloniale Theorie* fragt nach diesem Nachwirken und Fortbestehen des Kolonialismus.¹³ Der vorliegende Beitrag geht davon aus, dass auch ein Land ohne eigene Kolonien wie die Schweiz Teil einer von kolonialer Herrschaft geprägten Welt war. Damit ist nicht nur die Beteiligung von Schweizer Akteurinnen und Akteuren an kolonialen Unternehmungen gemeint, sondern auch das Zirkulieren und

10 Vgl. u.a. Aram Ziai, «Postkoloniale Perspektiven auf 'Entwicklung'», in: *Peripherie: Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, Nr. 120, 30. Jg., November 2010, S. 403–404.

11 Als *Counterparts* werden die in einem Entwicklungsprojekt beteiligten Personen bezeichnet, welche Teil der Empfängerseite sind, vgl. Dieter Nohlen (Hg.), *Lexikon Dritte Welt. Länder, Organisationen, Theorien, Begriffe, Personen*, Reinbek bei Hamburg 2002, S. 171. Im Kontext der Freiwilligenaktion handelte es sich um die direkten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Freiwilligen, denen Berufswissen vermittelt werden sollte. In den Quellen wird oft der französische Ausdruck *Homologues* verwendet.

12 Zur Kontinuität kolonialer Zuschreibungen im Kontext der Entwicklungshilfe vgl. auch Maria Eriksson Baaz, *The Paternalism of Partnership. A Postcolonial Reading of Identity in Development Aid*, London 2005, S. 33.

13 Vgl. Sebastian Conrad, Shalini Randeria, «Geteilte Geschichten. Europa in der postkolonialen Welt», in: dies., *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in der Geschichts- und Kulturwissenschaft*, Frankfurt a.M. 2002, S. 9–49, hier S. 24.

Nachwirken von «diskursiven, semantischen und imaginären Ausformungen kolonialer Projekte»¹⁴ in der Form von kolonialen Bildern und Vorstellungen. Bei der historischen Analyse von europäischen Selbst- und Afrikabildern ist meines Erachtens zudem die Berücksichtigung von Genderaspekten sinnvoll und wichtig. Zentral ist dabei für die vorliegende Untersuchung die ideelle Überschneidung der Figur des Entwicklungshelfers oder Freiwilligen mit jener des ‘weissen Mannes’.¹⁵ Letzterer verkörperte im kolonialen Diskurs westliche Rationalität, während sowohl das weibliche als auch das nicht-weiße Subjekt davon in unterschiedlicher Weise abweichende Figuren darstellten.¹⁶ Die Überlegenheit des ‘weissen Mannes’ brachte demnach eine besondere Verantwortung mit sich:

It was the backwardness of the colonized and the position of the colonizer in the top position on the evolutionary ladder that legitimized “the white man’s burden” – to civilize and develop the underdeveloped.¹⁷

Diese Ansicht blieb auch nach der Dekolonisation bedeutend für die Entwicklungsidee. So bezeichnet etwa Philipp H. Lepenies die Figur des Entwicklungshelfers als die eines «professionellen Besserwiser[s]»¹⁸. Entwicklungshilfe basiere in ganz entscheidender Weise auf der Vorstellung eines Wissenstransfers von einem Wissenden zu einem Nicht-Wissenden.¹⁹ Diese Vorstellung einer einseitigen Richtung der Hilfeleistung wird im vorliegenden Beitrag einer kritischen Prüfung unterzogen. Soweit es die Quellenlage erlaubt, wird zudem versucht, nach der Handlungsmacht aller beteiligten Akteure und Akteurinnen zu fragen. Es werden somit in den Rapporten beschriebene Widerstandsformen, Machtkonstellationen und Zwangsmomente in den Blick genommen. Denn wie noch zu zeigen sein wird, barg der vordergründig einfache Akt der Hilfe ein enormes Konfliktpotential.

Bei den *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit* handelt es sich um eine gut dokumentierte Aktion. Im *Schweizerischen Bundesarchiv* in Bern ist ein umfangreicher Quellenbestand vorhanden.²⁰ Ausserdem wurden für diesen Beitrag

14 Patricia Purtschert, Barbara Lüthi, Francesca Falk, «Eine Bestandsaufnahme der postkolonialen Schweiz», in: dies. (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012, S. 13–63, hier S. 17.

15 Vgl. Fechter, Hindman 2011, *op. cit.*, S. 10.

16 Vgl. u.a. Anne McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York 1995, S. 52–56.

17 Eriksson Baaz 2005, *op. cit.*, S. 37.

18 Philipp H. Lepenies, «Lernen vom Besserwiser. Wissenstransfer in der ‘Entwicklungshilfe’ aus historischer Perspektive», in: Büschel, Speich 2009, *op. cit.*, S. 34–59, hier S. 33.

19 Vgl. *ibid.*

20 Vgl. BAR E2005A#t.33, Freiwilligendienst.

Dokumentarfilme aus den Jahren 1967 und 2010 herangezogen.²¹ Als wichtigste Grundlage für die Analyse dienen aber zwei Publikationen der Freiwilligensektion: die jährlich erscheinende, an ein breiteres Publikum gerichtete Zeitschrift *Effort* sowie das interne Mitteilungsblatt *Entre Nous*. Letzteres erschien bis 1972 ungefähr alle zwei Wochen und diente der Kommunikation zwischen der Sektionsleitung in Bern und den Freiwilligen in den Einsatzländern sowie dem Austausch der Freiwilligen untereinander.

Die Vorbereitung auf den Einsatz

Wer waren diese jungen Schweizerinnen und Schweizer, die als freiwillige Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfer arbeiteten? Für die ersten fünf Jahre liegen einige ausführliche Zahlen zur Freiwilligenaktion vor. Das Durchschnittsalter betrug demnach zum Zeitpunkt des Einsatzes 25,4 Jahre bei einem Minimalalter von 21 Jahren. Etwas über die Hälfte der Freiwilligen hatte als Vorbildung eine abgeschlossene Berufslehre vorzuweisen. Die übrigen waren Absolventinnen und Absolventen von Mittelschulen, Handelsschulen oder eines Lehrerseminars. Einige wenige verfügten über eine universitäre Ausbildung.²² Diese Zusammensetzung spiegelt das Ziel des DftZ, in erster Linie Berufsleute einzusetzen, welche ihr Wissen in direktem Kontakt weitergeben sollten. Am meisten Freiwillige, fast ausschliesslich Frauen, waren in der *Animation Rurale* tätig, worunter «alle Sparten von Frauenarbeit und dörflicher Entwicklungsarbeit inkl. Gesundheitsdienst»²³ verstanden wurden. Ähnlich viele Freiwillige arbeiteten in den Bereichen *Bauwesen* und *Erziehung*. Hinzu kamen Tätigkeitsgebiete wie *Handwerk und Berufsausbildung*, *Gesundheitswesen*, *Administration*, *Land- und Forstwirtschaft* oder *Genossenschaftsverwaltung*.²⁴ Über ein Drittel der Freiwilligen war zum Zeitpunkt des Einsatzes verheiratet.²⁵ Die Anstellung des Mannes wurde von der Sektionsleitung dabei als massgebend angesehen, für die Ehefrau wurde eine dazu passende Beschäftigung gesucht.²⁶ In der Schweiz gängige Geschlechterverhältnisse und Rollenbilder prägten somit auch massgeblich das Leben der Freiwilligen in den

21 Vgl. *Ecole des volontaires à Moghegno*, DftZ, Francesco Canova, 23 Min., s/w, französisch, CH 1967; *Coopération technique suisse*. Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey, Télévision Suisse Romande, 35 Min., s/w, französisch, CH 12. April 1967; Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe, Jakob Clement, Eva Hänger, Marcel Jegge, René Schraner, Lukas Rohner, 47 Min., schweizerdeutsch mit deutschen Untertiteln, CH 2010.

22 Vgl. 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit, S. 10.

23 *Ibid.*, S. 12; vgl. auch Anmerkung 58.

24 Vgl. *ibid.*

25 Vgl. *ibid.*, S. 9.

26 Vgl. Ehefrauen im Freiwilligeneinsatz, in: *Entre Nous*, No. 8, 20. Juli 1971, S. 7–8.

Einsatzländern.²⁷ Allerdings leisteten auch viele unverheiratete Frauen einen Freiwilligendienst. Der Frauenanteil betrug deutlich über 50 Prozent.²⁸

Die meisten Einsätze fanden in Dahomey, dem heutigen Benin, statt. Ruanda und Kamerun waren ebenfalls wichtige Einsatzländer, die übrigen Freiwilligen verteilten sich auf Tunesien, den Tschad, Tansania, die Zentralafrikanische Republik, Niger, Madagaskar und den Senegal.²⁹ Hinzu kamen Projekte in Nepal, die jedoch aus pragmatischen Überlegungen nicht in die vorliegende Analyse miteinbezogen werden.³⁰ Die Zahl der tatsächlich durchgeführten Freiwilligendienste war in Anbetracht des betriebenen Aufwands gering. Von 1964 bis Ende 1968 waren lediglich 163 Freiwillige im Einsatz.

Die individuellen Gründe, welche die Freiwilligen zur Arbeit in einem Entwicklungsland veranlassten, sind – wie Motive und Intentionen im Allgemeinen – historisch nur bedingt rekonstruierbar.³¹ In einer Werbebroschüre der Sektionsleitung wurde jedenfalls stark an den Idealismus der Interessentinnen und Interessenten appelliert: «In Afrika und Asien hat man Sie nötig», hiess es. Man könne sich dort, «nützlich [...] machen» und der «Bevölkerung [...] helfen, aus ihrer Armut herauszukommen».³² Allerdings war auch eine gewisse Abenteuerlust gefragt: «Interessiert es Sie, eine Zeitlang weit weg vom geordneten Milieu zu leben? Wir können Ihnen dies bieten», lautete das Versprechen.³³ Das im *Schweizerischen Bundesarchiv* gut dokumentierte Auswahlverfahren zeigt zudem, dass man beim DfZ eine genaue Vorstellung davon hatte, welche Charaktereigenschaften die idealen Freiwilligen aufweisen sollten. Angenommen wurden Kandidierende, deren Persönlichkeitsprofile Anpassungsfähigkeit, Robustheit, Kontaktfreudigkeit und Intelligenz versprachen.³⁴

27 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Lukas Zürcher in diesem Band; zur vermeintlichen Emanzipation deutscher Frauen in den Kolonien vgl. Katharina Walgenbach, «Emanzipation als koloniale Fiktion. Zur sozialen Position Weisser Frauen in den deutschen Kolonien», in: *L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2, 16. Jg., 2005, S.47–67.

28 Vgl. 5 Jahre. März 1964 – März 1969. Ein Überblick über die ersten fünf Jahre des Bestehens der Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit, S. 9.

29 Vgl. *ibid.*

30 Ebenso nicht berücksichtigt werden die vom DfZ subventionierten Freiwilligen privater und konfessionell gebundener Schweizer Organisationen, vgl. dazu z.B. *Entre Nous*, No. 14, 16. Juli 1968, S. 5–7.

31 Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen können allerdings interessante Einblicke bieten, vgl. z.B. Gerald Hödl, «'Es tut mir nicht leid, dass ich's gemacht hab'. Eine Oral History der österreichischen Entwicklungshilfe», in: *Journal für Entwicklungspolitik*, 2010/3, S. 95–118.

32 Broschüre, BAR E2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz–Tansania, 771.26.0.

33 *Ibid.*

34 Vgl. Protokolle verschiedener Selektionssitzungen von 1968 und 1969, Rekrutierung und Selektion, BAR E2005A#1980/82#936*, t.332.0. Zu sehr ähnlichen Ergebnissen kommt Hubertus Büschel für das Auswahlverfahren beim *Deutschen Entwicklungsdienst* (DED), vgl. Hubertus Büschel, «Akteure westdeutscher 'Entwicklungshilfe' und ostdeutscher 'Solidarität'», in: Anja Kruke (Hg.), *Dekolonisation. Prozesse und Verflechtungen 1945–1990*, Bonn 2009, S. 333–365, hier S. 343.



Abbildung 1: Ausschnitt aus einer Werbebroschüre der Freiwilligensektion. Bildquelle: CH-BAR E 2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz-Tansania, 771.26.0.

In einem in der Schweiz stattfindenden Ausbildungskurs bereitete man die Freiwilligen auf ihren Einsatz vor. Vermittelt wurden unter anderem Grundkenntnisse der Landwirtschaft, des Bauwesens, der Holz- und Metallverarbeitung, des Kochens und der Fahrzeugmechanik. In einem theoretischen Teil erfuhren die zukünftigen Freiwilligen, «worin Afrika von Europa geografisch, kulturell und geschichtlich verschieden ist».³⁵ Ausserdem lernten sie, «wie man ein Huhn schlachtet».³⁶ Im Film *Ecole des volontaires à Moghegno* des DftZ von 1967 wird ein Tag des fünfwöchigen Kurses in einem Tessiner Dorf dargestellt. Dabei ist

35 *Effort*, Nr. 2, 1964, S. 10.

36 *Ibid.*

Wissensvermittlung in zweierlei Hinsicht ein Thema. Einerseits wird gezeigt, wie die Freiwilligen das für den Aufenthalt und Überleben im Entwicklungsland nötige Wissen erwerben. Dies scheint innerhalb weniger Wochen möglich zu sein: «Ils partent avec toute connaissance des choses»,³⁷ heisst es zum Schluss. Andererseits erhoffen sich die im Film zu Wort kommenden Freiwilligen in erster Linie direkten Kontakt zur einheimischen Bevölkerung, «pour leur apporter nos connaissances».³⁸ Diese Kenntnisse müssen im Kurs nicht vermittelt werden, denn die Freiwilligen bringen sie alle schon mit. Das Mehr an Wissen ist selbstverständlich und hängt mit der Berufsausbildung der Freiwilligen zusammen, aber auch mit ihrem Anderssein im Vergleich mit den Afrikanerinnen und Afrikanern. Wie diese Differenz genau gedacht wurde, soll nun ausführlicher dargelegt werden.

Zwischen Brüderlichkeit und Paternalismus

Mit folgenden Worten wurde das Konzept des Freiwilligendienstes 1967 in einer Informationsschrift des DftZ beschrieben:

Doch warum nicht die Dinge an der Wurzel anpacken, nämlich in den Dörfern selbst, im Busch? Schweizerische freiwillige Entwicklungshelfer beiderlei Geschlechts leisten in verschiedenen Ländern solche Pionierarbeit. Es handelt sich durchwegs um Berufsleute, die bescheiden und in unmittelbarem Kontakt mit der Bevölkerung leben. Sie kümmern sich um die Verbesserung der Lebensbedingungen im Alltag des Dorfes und bemühen sich, durch ihr Beispiel die Einheimischen zur Selbsthilfe anzuregen.³⁹

Das Zitat verdeutlicht gleich mehrere Eigenschaften, die für das Freiwilligenideal konstitutiv waren. Zentral war zum einen der bescheidene Lebensstil. Gleich daran anknüpfend betonte man den direkten Kontakt zur Bevölkerung im Einsatzland sowie das Wahrnehmen einer Vorbildfunktion. Die drei genannten Punkte hingen in entscheidender Weise zusammen. Begünstigt wurden die zwischenmenschlichen Kontakte gemäss der Sektionsleitung durch einen Verzicht auf die «berühmten kolonialistischen Vorrechte des Europäers» und demzufolge durch eine «Gleichheit der Voraussetzungen auch im Materiellen».⁴⁰ Ähnlich klang dies in einem Text des damaligen Delegierten für technische Zusammenarbeit August R. Lindt:

37 *Ecole des volontaires à Moghegno, op. cit.* Beim Film handelt es sich um eine Produktion des DftZ. Es ist das Bemühen feststellbar, die Mehrsprachigkeit der Schweiz abzubilden: Die männliche Erzählstimme spricht französisch, die Fragen werden in italienischer Sprache gestellt, und die Freiwilligen antworten auf Deutsch, werden allerdings ins Französische übersetzt.

38 *Ibid.*

39 Informationsschrift des DftZ, zit. nach: *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 1.

40 *Effort*, Nr. 4, 1964, S. 2.

Lange Zeit kannten die Afrikaner nur den Europäer, der ihnen übergeordnet war. Im Freiwilligen lernen sie den Europäer kennen, der in Arbeit und Denkweise das 'miteinander' und das 'nebeneinander' betont.⁴¹

Die Freiwilligen sollten, anders als die ehemaligen Kolonialisten, nach der Maxime der Partnerschaft handeln. Diese war aber nicht mühelos zu erreichen. In diesem Sinne schrieb der neu antretende Sektionsleiter Thomas Raeber im November 1967:

Ich bin mir aber auch bewusst, dass Entwicklungsarbeit eine schwierige Arbeit ist. [...] Wir arbeiten, einen kleinen Stein auf den andern bauend, auf sehr lange Frist. Dazu kommt, dass wir Entwicklungshelfer, ob wir es nun durch unseren persönlichen Charakter schon seien oder nicht, bescheiden sein müssen: weil Entwicklungsarbeit nur aus der Grundhaltung völliger menschlicher Gleichberechtigung, gänzlichen Abbaus einer Höherbewertung des 'weissen Mannes' durch den 'weissen Mann' selbst zu guten Ergebnissen führen kann.⁴²

Menschliche Gleichberechtigung sollte also ausgerechnet durch eine Geste des Verzichts erreicht werden. Die Figur des 'weissen Mannes' musste dazu von diesem selbst überwunden werden.⁴³ In ihrem Idealbild verlangte die Freiwilligenidee somit eine explizite Abkehr vom Kolonialismus und von der Vorstellung westlicher Überlegenheit. Die idealistische Bereitschaft, finanzielle und den Lebensstandard betreffende Opfer zu erbringen, wurde zum entscheidenden Faktor stilisiert, der die Freiwilligenarbeit von anderen Formen der Entwicklungshilfe unterschied.⁴⁴ Es war allerdings nicht ganz klar, wie weit dieser Verzicht gehen sollte. In einem *Entre-Nous*-Artikel mit dem Titel «Haus oder Hütte» wurde im September 1966 die Frage nach dem angemessenen Lebensstandard der Freiwilligen gestellt. Sollten diese «wie die Einheimischen» leben, «gegebenenfalls also in Lehmhütten»?⁴⁵ Oder mussten sie, um einen Autoritätsverlust zu vermeiden, «ein 'entwickeltes' Leben»⁴⁶ führen als die einheimische Bevölkerung? Die Sektionsleitung sah die Antwort in einer Gratwanderung zwischen den beiden Positionen: Die Freiwilligen sollten sich einerseits so verhalten, dass sie nachgeahmt werden konnten, mussten also Vorbilder sein. Dabei durfte aber kein «Graben»⁴⁷ zwischen ihnen und den Dorfbewohnern entstehen, was bei zu viel Komfort der Fall wäre.

41 *Ibid.*, S. 3.

42 *Entre Nous*, No. 43, 16. November 1967, S. 2.

43 Auffällig ist am Zitat zudem die für das Idealbild wichtige Maxime der Geduld. Ergebnisse waren demnach nicht sofort zu erwarten, was jedoch weniger auf eine mangelnde Leistung der Helfenden als auf einen langsamen Lernprozess auf der Empfängerseite zurückgeführt wurde.

44 Vgl. *Entre Nous*, No. 33, 21. Juni 1967, S. 4.

45 «Haus oder Hütte», in: *Entre Nous*, No. 15, 15. September 1966, S. 2.

46 *Ibid.*

47 *Ibid.*, S. 3.

Um das Vertrauen von «Häuptlingen, Dorfältesten, Sous-Préfets und so weiter»⁴⁸ zu gewinnen, schien es wiederum unerlässlich, einen gepflegten Eindruck zu machen. Der Artikel schloss mit folgenden Worten:

Wenn man sich diese Zusammenhänge vor Augen hält, wird man auch den Weg zu der Haltung eines älteren Bruders finden, zu der einzigen Einstellung, die eine erfolgreiche Arbeit ermöglicht.⁴⁹

Abgesehen von der zumindest sprachlichen Ignoranz gegenüber weiblichen Freiwilligen zeigt diese Quelle einen grundsätzlichen Widerspruch im Idealbild: Trotz der partnerschaftlichen Rhetorik wurde von einem natürlichen Gefälle zwischen einer entwickelten Helfer- und einer un(ter)entwickelten Empfängerseite ausgegangen. Die Freiwilligen mussten dieses Gefälle einerseits durch ihren Verzicht auf den gewohnten Lebensstandard nivellieren. Da der Transfer von Wissen und Werten aber nur in eine Richtung erfolgen sollte, bedingte dieser andererseits nach wie vor eine gewisse Asymmetrie zwischen Gebenden und Empfangenden. Die Lösung bot schliesslich das Bild des 'älteren Bruders', das ein starkes Vertrauensverhältnis zwischen Freiwilligen und der lokalen Bevölkerung implizierte und damit den paternalistischen Anspruch der einseitigen Hilfe etwas kaschierte.

Doch warum waren die Freiwilligen überhaupt zu einer Hilfeleistung in der Lage? Ein längerer *Entre-Nous*-Text von 1967 mit dem Titel *Les homologues dans les projets d'animation rurale* enthält einige Hinweise. Darin wurden den Freiwilligen Anweisungen für die Zusammenarbeit mit ihren afrikanischen Counterparts gegeben. Ein besonderes Konfliktpotential sah man seitens der Sektionsleitung im Verhältnis zwischen den Homologues und der Bevölkerung in ländlichen Gebieten. In der *Animation Rurale* wurden meist junge Afrikanerinnen für diese Funktion ausgesucht, die mit den Volontärinnen zusammenarbeiten und ihr dabei gewonnenes Wissen an die Dorfbevölkerung weitergeben sollten. Das Alter der Counterparts führte dabei offenbar zu Problemen:

Mais ces jeunes se trouvent dans les villages en face d'hommes ou, le plus généralement, de femmes beaucoup plus âgées qu'eux, mariées ancrées dans leurs traditions et qui se méfient de ces jeunes animatrices qui prétendent en savoir plus qu'elles et veulent changer certaines de leurs habitudes de vie. Elles l'écouteront tant que la volontaire sera à ses côtés mais seront peu inclinées à accepter ses conseils quand l'homologue sera seule. A cela s'ajoute encore la méfiance qu'ont les Africains envers toute jeune fille qui a atteint l'âge de se marier mais n'en manifeste pas l'intention comme c'est souvent le cas des animatrices homologues.⁵⁰

48 *Ibid.*

49 *Ibid.*

50 «Les homologues dans les projets d'animation rurale», in: *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 15.

Es ist frappierend, wie hier genau jene Schwierigkeiten, welche die Freiwilligen in ihrer Projektarbeit ebenfalls erfuhren, auf die Counterparts beschränkt wurden. Die Tatsache, dass die Schweizer Volontärinnen ebenso junge Frauen waren, welche die Gewohnheiten älterer Menschen verändern sollten, wurde völlig ignoriert. Das allgemeine Misstrauen der Afrikaner gegenüber unverheirateten jungen Frauen beschränkte sich gemäss dem Text ebenfalls auf die Homologues. Im selben Artikel wurde zudem auf die Wichtigkeit eingegangen, mit den in den Dörfern einflussreichen Frauen zusammenzuarbeiten. Dies deshalb, weil die Counterparts in den Dörfern oft fremd seien und daher nicht über genug Autorität verfügten.

Es stellt sich nun die Frage, wie die Freiwilligen in diesem Denkgefüge über diejenige Autorität verfügen konnten, welche den afrikanischen Counterparts fehlte. Worin unterschied sich die Schweizer Freiwillige von ihrer Homologue, mit der sie in Alter, Zivilstand und Geschlecht übereinstimmte? Die Antwort liegt wohl in ihrer europäischen Herkunft, in ihrem 'Weissen' und in einem diesen Faktoren zugeordneten Wissensvorsprung.

Race und Gender

Wie an den bislang zitierten Quellenausschnitten ersichtlich, war das von der Sektionsleitung entworfene Idealbild der Freiwilligen grundsätzlich männlich. Man sprach vom 'älteren Bruder', der die Figur des 'weissen Mannes' ablösen sollte, und benutzte, dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend, durchgängig männliche Wortformen. Auch die bereits erwähnte im *Schweizerischen Bundesarchiv* überlieferte Werbebroschüre zeigt ausschliesslich männliche Freiwillige bei der Arbeit.⁵¹ Dies ist unter anderem auch deshalb interessant, weil ein unbezahltes, vertrauensvolles und sanftes Anleiten eher an das Konzept von weiblicher Reproduktionsarbeit erinnert.⁵² Möglicherweise sollte genau dies durch den Rückgriff auf ein durchsetzungsfähiges, männliches Idealbild kompensiert werden. Hätte man in den Broschüren und Texten des DftZ das Bild einer weiblichen Freiwilligen verwendet, wäre das Idealbild wohl zu feminin ausgefallen.

Zudem erschien die Darstellung einer Beziehung zwischen Helfenden und Empfangenden am Beispiel männlicher Freiwilligen vielleicht weniger problematisch. In den meisten Fällen arbeiteten in den Freiwilligenprojekten Frauen mit Frauen und Männer mit Männern. Der Rückgriff auf die Kategorie des Geschlechts half hier, die angestrebte Gleichheit zwischen Empfänger- und Helferseite zu stärken. Für das Idealbild war jedoch eine Figur nötig, die in ihrer helfenden Position gegen-

51 Vgl. Broschüre, BAR E2200.83B#1990/26#192*, Freiwilligendienst Schweiz–Tansania, 771.26.0.

52 Vgl. hierzu auch Fechter, Hindmann 2011, *op. cit.*, S. 7.

über Frauen und Männern gleichermaßen funktionierte. Womöglich spielten dabei auch koloniale Vorstellungen von *Race* und *Gender* eine Rolle. In der rassistischen Logik bestand eine paradoxe Nähe zwischen der Figur der ‘weissen Frau’ und jener des ‘schwarzen Mannes’, die sich aus der jeweiligen Differenz gegenüber dem ‘weissen Mann’ ergab.⁵³ Auf den ersten Blick hätte die ‘weisse Frau’ daher im Kontext der Freiwilligenaktion als ideale Vermittlerin zwischen ‘Weiss’ und ‘Schwarz’ dienen können. Allerdings wäre die Figur des ‘schwarzen Mannes’ in dieser Logik durch die ihm helfende ‘weisse Frau’ zusätzlich herabgesetzt worden. Der Umstand, dass diese als ‘Frau’ zu einem Akt der Hilfe gegenüber einem ‘Mann’ in der Lage ist, hätte die durch das Helfen geschaffene Ungleichheit in unerwünschter Weise betont.⁵⁴

Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* des Westschweizer Fernsehens wurde hingegen, ob intendiert oder nicht, genau diese Wirkung erzielt: Die Aufopferung der Freiwilligen sowie ihre Überlegenheit gegenüber den Afrikanerinnen und Afrikanern konnten anhand von weiblichen Freiwilligen besser zum Ausdruck gebracht werden.⁵⁵ Die im Film porträtierten Schweizerinnen erscheinen als starke Frauen, die zwar unter schwierigen Bedingungen leben und arbeiten, dabei den Afrikanerinnen und Afrikanern aber den rechten Weg weisen können. Höhepunkt des Filmes ist eine Szene, in der die Volontärinnen gemeinsam mit Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern ein Küchengestell bauen. Dies wird mit den Worten kommentiert, der Erfindungsgeist einer jungen Bernerin habe innert weniger Stunden über hunderte, ja tausende Jahre von Schwerfälligkeit und Trägheit gesiegt.⁵⁶

Vor allem die Tätigkeiten in der *Animation Rurale*⁵⁷ lassen vermuten, dass auch die Afrikanerinnen und Afrikaner stark geschlechtsspezifisch wahrgenommen

53 Vgl. z.B. McClintock 1995, *op. cit.*, S. 54–55.

54 Es lässt sich hier ein komplexes Zusammenspiel der Differenzkategorien *Race* und *Gender* beobachten. Dieses wird in der Frauen- und Geschlechterforschung unter dem Begriff der Intersektionalität oder Interdependenz problematisiert, vgl. z.B. Katharina Walgenbach, «Gender als interdependente Kategorie», in: dies. et al. (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen/Berlin/Toronto 2012, S. 23–105.

55 Vgl. Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.* Bei diesem Film handelt es sich um eine Produktion des Westschweizer Fernsehens. Er zeigt den Arbeitsalltag der drei in der Stadt Nikki in Dahomey lebenden Freiwilligen Eva S., Hanna M. und Sylvia K. Die drei Frauen sind in der *Animation Rurale* sowie als Krankenschwester tätig. Die männliche Erzählstimme kommentiert aus dem Off. Kameras und Filmcrew sind in keinem Moment zu sehen.

56 Dieses Motiv, wonach Schweizer Abenteuer- und Helferfiguren innert kürzester Zeit Probleme aus der Welt schaffen, gegen die lokales Wissen nicht ankommt, erinnert an die Darstellung von westlicher Überlegenheit in Schweizer Kindergeschichten, vgl. dazu Patricia Purtschert, «‘De Schorsch Gaggo reist uf Afrika’. Postkoloniale Konstellationen und diskursive Verschiebungen in Schweizer Kindergeschichten», in: dies., Lüthi, Falk 2012, *op. cit.*, S. 89–116.

57 Das Konzept der *Animation Rurale* stammt aus dem französischen Spätkolonialismus und entsprach dem britischen *Community Development*. Dabei handelte es sich um Dorfentwicklungsprojekte, bei denen die Idee von *Hilfe zur Selbsthilfe* im Zentrum stand, vgl. Hubertus Büschel, «Eine Brücke am Mount Meru», in: ders., Speich 2009, *op. cit.*, S. 185–186.

wurden. Eigene Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit wurden dabei auf die 'zu Entwickelnden' übertragen. Den afrikanischen Frauen vermittelte man Kompetenzen in Ernährungslehre, Kochen, Nähen und Säuglingspflege. Sie wurden zudem in einer Hausfrauenrolle imaginiert: «Die Hausfrau, die kochen will und sich und ihre Kinder hübsch kleiden möchte – lebe sie hier in der Schweiz oder im Norden von Dahome – braucht dazu Geld»,⁵⁸ hiess es beispielsweise in einem *Entre-Nous*-Beitrag der Sektionsleitung. Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* erklärt die Erzählstimme, das Ziel des gezeigten Kochkurses für junge Mädchen sei, aus ihnen gute Mütter und Ehefrauen zu machen.⁵⁹ Dabei ist neben der im Film sonst vorherrschenden Betonung von Differenzen auch die Konstruktion von Ähnlichkeit auffällig. Von den Ernährungskursen wird gesagt, die jungen afrikanischen Schülerinnen wüssten nun mehr über Diätkunde als ihre Zeitgenossinnen im Oberwallis und Unterengadin. Als rückständig geltende Regionen der Schweiz wurde somit explizit mit Afrika in Verbindung gebracht. Für die Vorbildfunktion, welche die Schweiz gegenüber Entwicklungsländern einnehmen wollte, war der Aufbau solcher Anknüpfungspunkte über die Betonung von Ähnlichkeiten von grosser Bedeutung.⁶⁰

Selbstbild und Afrikabild

Auch das von den Freiwilligen in ihren Rapporten vermittelte Bild von Afrika ist interessant. Meist wurde der Kontinent darin als Raum und Bezugspunkt dargestellt, der ein einheitliches Ganzes bildet. Häufig war zudem von allgemein 'Afrikanischem' die Rede.⁶¹ Dieser homogenisierende Blick auf Afrika spiegelt sich auch in der Tatsache, dass die Einsatzorte der Freiwilligen zum Teil noch kurz vor der Abreise geändert wurden.⁶² Ob eine Freiwillige nun in Ruanda oder in Kamerun zum Einsatz kam, spielte offenbar eine untergeordnete Rolle.⁶³

58 *Entre Nous*, No. 7, 1. Juni 1970, S. 7.

59 Vgl. Coopération technique suisse. *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.*

60 Vgl. Zürcher 2009, *op. cit.*, S. 304; zur zusammenhängenden Beschreibung afrikanischer Landschaften und des Schweizer Alpenraums sowie von deren Bewohnerinnen und Bewohnern vgl. auch Patrick Harries, «From the Alps to Africa. Swiss missionaries and anthropology», in: Helen Tilley, Robert J Gordon (Hg.), *Ordering Africa. Anthropology, European imperialism and the politics of knowledge*, Manchester 2007, S. 201–224; Bernhard D. Schär, «Bauern und Hirten reconsidered. Umriss der 'erfundenen Schweiz' im imperialen Raum», in: Purtschert, Lüthi, Falk 2012, *op. cit.*, S. 315–331.

61 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 3, 17. Februar 1970, S. 3.

62 Vgl. Kraut 1993, *op. cit.*, S. 453.

63 Vgl. die Aussage von Milly W. im Film Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe, *op. cit.*. Der Dokumentarfilm kombiniert alte Filmaufnahmen der *Bethlehem Mission Immensee* in Süd-Rhodesien/Simbabwe und der *Schweizer Freiwilligen für Entwicklungsarbeit* mit Zeitzeugen- und Zeitzeuginnengesprächen.

Das Verhältnis zu den Afrikanerinnen und Afrikanern, mit denen die Freiwilligen während ihrer Arbeit in Kontakt kamen, war ein häufiges Thema in ihren Rapporten. Grundsätzlich lassen sich die Beschreibungen der Afrikanerinnen und Afrikaner immer auch als Hinweise auf das eigene Selbstbild lesen. So kontrastierte etwa die in den Rapporten oft bemängelte Begriffsstutzigkeit der afrikanischen Schülerinnen und Schüler typischerweise mit der Geduld und dem Verständnis der sie unterrichtenden Freiwilligen.⁶⁴ Es wurde in den Rapporten allerdings nur selten explizit ausgeschlossen, dass die Afrikanerinnen und Afrikaner das an sie herangetragene Wissen theoretisch erlernen können. Eher denn als dumm beschrieb man sie daher als faul und unzuverlässig. Wären die zu Entwickelnden nicht lernfähig, würden die ganzen Bemühungen ja auch obsolet. Allerdings verfügten die Afrikanerinnen und Afrikaner gemäss den Rapporten oft über auf sie alle zutreffende Eigenschaften, welche den Lernprozess verlangsamt. Die pauschalisierende Beschreibung von Afrikanerinnen und Afrikanern als arbeitsscheu ist auffällig häufig. Ihnen fehlte demnach die westliche Arbeitsmoral.⁶⁵ Diese bildete wiederum ein wichtiges Element im Selbstverständnis der Freiwilligen. Des Weiteren wurden die Afrikanerinnen und Afrikaner in vielen Rapporten verniedlicht und in die Nähe von Kindern gerückt. Ausdrücklich geschah dies beispielsweise in einem Bericht, in dem die Begeisterung von Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern für ein Gartenprojekt mit der von Kindern vor ihrem Geburtstag verglichen wurde.⁶⁶ Die Freiwilligen schrieben sich selber über solche Aussagen genau die Rationalität zu, die sie den Afrikanerinnen und Afrikanern absprachen.

Meist vermischten sich in den einzelnen Rapporten verschiedene Selbst- und Fremdzuschreibungen: Ein als Lehrer tätiger Freiwilliger attestierte etwa seinen Schülern im selben Satz mangelndes räumliches Vorstellungsvermögen und inkohärente Gedankengänge, bezeichnete ihre Arbeiten aber als jenen von europäischen Schülern ebenbürtig.⁶⁷ Dies kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass bereits bestehende, durchaus auch widersprüchliche Vorstellungen und Bilder von Afrikanerinnen und Afrikanern mit ebenfalls widersprüchlichen Erfahrungen und Begegnungen in Einklang gebracht werden mussten. Zusätzlich verfügten die Freiwilligen wohl über ein antirassistisches Bewusstsein, dem sie grundsätzlich gerecht werden wollten. Auch im positiven Sinne waren ihre Beschreibungen jedoch oftmals pauschalisierend. Ein Freiwilliger meinte etwa aufgrund seiner Lehrtätig-

64 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 1, 14. Januar 1971, S. 2.

65 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 37, 16. August 1967, S. 4.

66 Vgl. *Entre Nous*, No. 10, 27. Mai 1966, S. 5.

67 Vgl. *Entre Nous*, No. 24, 31. Januar 1967, S. 2bis.

keit in Kamerun erkannt zu haben, dass «l'Africain»⁶⁸ gut zeichnen könne. Ein weiteres Beispiel ist die Aussage, dass «sich ja bekanntlich die Afrikaner im allgemeinen»⁶⁹ eines guten Gedächtnisses erfreuen würden.

Konflikte und Widerstand

Das häufig abwertende *othering* in den Rapporten der Freiwilligen könnte auch ein Mittel dargestellt haben, um mit erlebten Widerständen und Konflikten umzugehen. Wie bereits ausgeführt, waren die Anforderungen, die man seitens des DftZ an die Freiwilligen stellte, von Widersprüchen geprägt. Man erwartete einerseits eine vertrauensvolle Zusammenarbeit auf Augenhöhe und forderte andererseits eine paternalistisch anmutende einseitige Hilfeleistung. Zudem wurden die Freiwilligen als 'es besser Wissende' nach Afrika geschickt. Anhand einiger Beispiele möchte ich nun zeigen, wie sich dies auf die tägliche Arbeit im Einsatzland auswirken konnte.

Die Freiwilligen stiessen mit ihren Vorstellungen und Projekten nicht immer auf Gegenliebe und Begeisterung. Auch die Resultate entsprachen in vielen Fällen nicht dem Erhofften. Besonders in der *Animation Rurale* sahen sich die Volontärinnen mit Konflikten und Widerständen konfrontiert. Ihre Hilfe wurde oftmals nicht angenommen, möglicherweise auch nicht als solche aufgefasst. So zeigte sich beispielsweise die im Tschad tätige Hilda L. auf der ganzen Linie enttäuscht:

Der Garten in diesem Dorf ist ein voller Misserfolg. Es gibt verschiedene Gründe: Die Frauen waren nicht interessiert, der Garten ist viel zu klein, um etwas heraus zu holen, und dann glaube ich, dass von wenigen noch gestohlen wird.⁷⁰

Sylvia K. war mit ihren Versuchen, «den Leuten klar zu machen, dass viele der Infektionskrankheiten besonders bei Kindern von der eiweissarmen und vitaminarmen Nahrung herkommen»,⁷¹ ebenfalls wenig erfolgreich:

Sie lachen uns ganz einfach voll ins Gesicht, wenn wir sagen, dass sie der Bouille ein Ei hinzufügen und den Kindern, die nicht mehr an der Brust genährt werden, Kuhmilch zu trinken geben sollen. Natürlich ist es auch für sie gänzlich unlogisch, dass die Nahrung, die doch in den Magen geht, einen Zusammenhang haben könnte mit einer Hautwunde.⁷²

68 *Entre Nous*, No. 8 und 9, Ende April 1968, S. 5.

69 *Entre Nous*, No. 25, 13. Februar 1967, S. 2.

70 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 3.

71 *Entre Nous*, No. 35, 24. Juli 1967, S. 2.

72 *Ibid.*

Frau K. verlieh ihrer Überzeugung Ausdruck, «dass das Gleichgewicht in der Ernährung etwas vom dringendsten ist, das es herzustellen heisst». ⁷³ Die ungläubigen und offenbar auch spöttischen Reaktionen bedeuteten daher sicherlich eine frustrierende Erfahrung.

Besonders konfliktreich gestaltete sich in manchen Fällen die Zusammenarbeit mit den Counterparts. Eva S. beschrieb im September 1966 die Probleme, die sich ihr während ihrer Tätigkeit als Hebamme in der Ortschaft Biro in Dahomey stellten. Als Homologue hatte sie sich diejenige Frau ausgesucht, die sich bereits vor ihrer Ankunft um die Geburten gekümmert hatte. Sie sollte Frau S. nun über bevorstehende Geburten informieren und ihr die schwangeren Frauen zur Kontrolle bringen. Darüber kam es aber zu einem Konflikt zwischen der Freiwilligen und der Homologue:

Mais depuis deux semaines, elle me demande de la payer pour cela. Je lui ai expliqué qu'elle faisait le même travail qu'avant, seulement un peu plus correctement et que c'était pour le village et non pour moi qu'elle le faisait. Elle ne veut pas comprendre et essaie par tous les moyens de me faire payer. Elle refuse de m'indiquer les accouchements, elle ne m'envoie plus les femmes aux contrôles [...]. De prendre une autre femme à sa place est impossible, justement parce qu'elle est en sorte la matrone du village depuis longtemps et en plus, elle est la femme du chef du village. ⁷⁴

Es wird deutlich, dass die Homologue hier am längeren Hebel sass. Ohne ihre Hilfe konnte Frau S. ihre Arbeit nicht wahrnehmen, da die Frauen nicht in die Kontrolle kamen. Offenbar hatte die Homologue, die in Biro eine wichtige Machtstellung innezuhaben schien, dies erkannt und forderte daher Geld für ihre Kooperation. Möglicherweise wollte sie auch für einen gewissen Mehraufwand entschädigt werden. Ungefähr ein Jahr später berichtete Frau S., dass sich der Konflikt mit der Homologue zusätzlich verschärft habe. Diese sabotierte die Arbeit der Freiwilligen nun offen, indem sie den Frauen von Geburten bei ihr abriet: «Et tout cela, la matrone l'avait fait pour que ce soit elle-même qui puisse s'en occuper et demander un pagne pour l'accouchement [...]». ⁷⁵ Die kostenlose Geburtshilfe der Freiwilligen bedrohte offensichtlich die Tätigkeit der Homologue, die dafür mit Kleidungsstücken bezahlt wurde. Es lässt sich hier exemplarisch das Problem aufzeigen, dass die Freiwilligen in bestehende Machtstrukturen hineinversetzt wurden, in denen sie sich zu behaupten und durchzusetzen hatten. Sie bedrohten mit ihrer Arbeit zudem die Kompetenz- und Einnahmefelder jener Leute, die diese Aufgaben vor der Ankunft der Freiwilligen wahrgenommen hatten und sich nicht ohne weiteres daraus vertreiben liessen.

⁷³ *Ibid.*

⁷⁴ *Entre Nous*, No. 16, 23. September 1966, S. 8.

⁷⁵ *Entre Nous*, No. 40, 1. Oktober 1967, S. 4–5.

Einige Freiwillige kommunizierten ihre Schwierigkeiten mit grosser Offenheit. So schrieb etwa Hilda L. über ihre Versuche, die Kinderernährung in der Umgebung der Stadt Koumra im Tschad zu verbessern:

Eier darf man den Kindern nicht geben, sonst bleiben sie stumm; Frauen dürfen keine essen, weil sie unfruchtbar werden. Gegen solche Sitten anzukämpfen ist sehr schwierig und braucht viel Geschick und Zeit. In der Couture bin ich auf ein ähnliches Problem gestossen. Die schwangeren Frauen wollten anfänglich keine Bébéwäsche vorbereiten. Schliesslich konnte ich sie doch dazu bewegen, aber sie wollten die angefangene Arbeit nicht fertig machen. Endlich fand ich den Grund: eine schwangere Frau darf für ihr Bébé nichts vorbereiten, das bringt Unglück bei der Geburt. Aus dem gleichen Grund darf sie auch nie sagen, dass sie schwanger ist.⁷⁶

Die Gewohnheiten der Frauen werden hier als rückständige Sitte abgetan, die es mit viel Geduld zu überwinden gilt. Dass beispielsweise die Weigerung, Babykleidung vorzubereiten, einen anderen Grund haben könnte, wird nicht in Erwägung gezogen. Es handelt sich hierbei um einen in den Rapporten häufig beobachtbaren Gedankengang, in dem ausbleibende Erfolge mit der Schwierigkeit des Entwicklungsunterfangens begründet werden. Die zu Entwickelnden steckten demnach noch zu stark in ihren alten Mustern fest.⁷⁷ Das koloniale Bild einer in Traditionen gefangenen afrikanischen Bevölkerung verfügte offenbar nach wie vor über grosse Erklärungsmacht. Es liess Widerstand meist als Passivität, Rückständigkeit oder Faulheit erscheinen.

Die bereits mehrfach erwähnte Maxime der Geduld diente den Freiwilligen als weiterer wichtiger Anker, um ein Gefühl des Scheiterns einordnen zu können. Dazu kam das Prinzip Hoffnung, oder wie es ein Volontär ausdrückte: «And so, in the long run, something will rub off ...»⁷⁸ Diese Vorstellung, wonach die reine Präsenz der Freiwilligen mit der Zeit auf die Afrikanerinnen und Afrikaner abfärben werde, wurde auch von der Sektionsleitung vertreten.⁷⁹ Zudem ist ein allen Rückschlägen zum Trotz wirkungsmächtiger, wenn auch diffuser Glaube an die eigentliche Richtigkeit der Entwicklungsidee feststellbar. Die Freiwillige Hanna M. äusserte 1967 dementsprechend im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* folgende widersprüchliche Ansicht: Die *Animation Rurale* sei «utile, même si les résultats ne sont pas énormes. [...] Il faut vraiment quelqu'un qui fasse ça».⁸⁰ Warum braucht es jemanden, der etwas tut, das keine Wirkung hat? Und warum ist es dennoch nützlich? Eine Antwort bietet einzig der Glaube an die grundsätzliche Richtigkeit

76 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 3.

77 Vgl. z.B. auch *Entre Nous*, No. 11, 4. Juni 1968, S. 7–8.

78 *Entre Nous*, No. 39, 15. September 1967, S. 2.

79 Vgl. *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 1.

80 *Coopération technique suisse. Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey, op. cit.*

der Unternehmung: «Il faut croire que le but est bon»,⁸¹ meinte die Freiwillige. Der Akt der Hilfe sowie das Ideal, Gutes zu tun, waren in dieser Denkweise wichtiger als die konkreten Ergebnisse.

Wer half wem?

Die Freiwilligen waren mit einem Entwicklungsauftrag ausgestattet, der ihnen einen Wissensvorsprung gegenüber den zu entwickelnden Afrikanerinnen und Afrikanern zudachte. Damit verbunden war, wie zuvor gezeigt wurde, auch ein westlicher Überlegenheitsanspruch, an dem die Freiwilligen in vielen Fällen festhielten.⁸² Die das Idealbild prägende Vorstellung, dass die Freiwilligen als perfekt ausgebildete 'es besser Wissende' nach Afrika reisten, erhielt in der Praxis jedoch in vielen Fällen Risse. So wird in den Rapporten die Ratlosigkeit der Freiwilligen gegenüber den erfahrenen Widerständen spürbar, etwa wenn Elisabeth H. über ihre Gartenarbeit im Süden des Tschads schrieb:

Manchmal fällt es schwer zu begreifen. Da hatte jemand [...] mit viel Mühe einige Beete Combo angelegt. Er gedieh prächtig. Nach dem Baumwollmarkt ging er auf Reisen und kein Knochen fragte mehr nach dem Combo. Innert kurzer Zeit war alles vertrocknet.⁸³

Frau H. konnte sich dieses Verhalten nicht erklären. Das änderte sich, nachdem sie erstmals eine Woche am Stück im Dorf Kemkaga verbracht hatte:

Das erste was mir aufgefallen ist, ist wie streng die Frauen arbeiten. [...] Jetzt verstand ich besser weshalb es in letzter Zeit sowenig Frauen beim Nähen gab und warum es so mühsam ist, einige Helferinnen für den Garten zu finden.⁸⁴

Auch Hilda L. betonte, dass es eines Lernprozesses bei den Helfenden bedürfe:

Die Lebensgewohnheiten der Leute hier beruhen auf einer generationenlangen Erfahrung und sind ganz ihren Bedürfnissen angepasst, welche wir Europäer unmöglich in 2 Wochen verstehen können.⁸⁵

Mehrere in der *Animation Rurale* tätige Volontärinnen thematisierten ähnliche Momente der Einsicht. Mit der Zeit stellten viele von ihnen fest, dass die mangelnde Begeisterung der Frauen nicht auf Faulheit und Rückständigkeit, sondern auf eine hohe alltägliche Arbeitsbelastung zurückgeführt werden konnte.⁸⁶ Die Freiwilligen sahen sich also genötigt, nach Hintergründen für ihre Erfahrungen zu

81 *Ibid.*

82 Vgl. z.B. auch *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 2.

83 *Entre Nous*, No. 27, 15. März 1967, S. 5.

84 *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 2.

85 *Entre Nous*, No. 30, 1. Mai 1967, S. 3.

86 Vgl. *Entre Nous*, No. 22, 29. Dezember 1966, S. 4; *Entre Nous*, No. 25, 31. Januar 1967, S. 2.

fragen und ihre Vorstellungen dementsprechend zu revidieren. Ein weiterer interessanter Gedanke lässt sich an folgendem Rapportausschnitt von Hilda L. zeigen:

Wieder einmal habe ich gelernt, dass jedes Ding seine Zeit braucht, in Afrika noch mehr als in Europa. Ermuntert man die Leute zu sehr, an den Kursen teilzunehmen, nehmen sie an, sie tun uns einen Gefallen, und denken nicht daran, dass es für sie ist und dass sie davon profitieren können.⁸⁷

Neben dem üblichen Verweis auf die in Afrika nötige Geduld wirft der zweite Teil des Zitats die Frage auf, wer eigentlich in den beschriebenen Situationen genau wem behilflich war. Durchaus denkbar wäre, dass sich manche der sogenannten 'Hilfeempfängerinnen' aus Freundlichkeit gegenüber den Freiwilligen an deren Projekten beteiligten. Möglicherweise verspürten sie sogar Mitleid mit den jungen Schweizerinnen. Folgendes Zitat von Sylvia K. gewährt einen eindrücklichen Einblick in den Erwartungsdruck und die Ängste, welchen die Freiwilligen ausgesetzt waren. Sie beschreibt darin ihren erstmaligen Besuch in einem Dorf in Dahomey:

Ich unterdrückte mit Gewalt eine Revolte in der Magengegend, wenn ich kleine Kinder mit Wonne einen unansehnlichen grünen Brei schmatzen sah, und ich grüsste unzählige Leute. Dabei hatte ich einiges Herzklopfen, nicht nur, weil ich nie so ganz sicher war, was ich auf die verschiedenen Begrüßungsfragen antworten sollte, sondern weil ich jedesmal denken musste, was, wenn diese Leute mich nicht mögen???

Es ist wichtig, sich die grossen menschlichen Herausforderungen zu vergegenwärtigen, welchen die Freiwilligen ausgesetzt waren. Die jungen Leute mussten sich nicht nur in einer ihnen fremden Umgebung zurechtfinden, sondern sollten diese auch noch aktiv umgestalten. Im Film *Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey* von 1967 beschreibt Eva S. die erste Zeit denn auch als sehr schwierig. Sie habe zu Beginn nicht recht gewusst, wie sie ihre Aufgaben in den Dörfern anpacken solle.⁸⁹ Im Film *Fortschrittsbringer* aus dem Jahr 2010 formuliert sie die Situation im Rückblick noch drastischer. Sie seien «quasi im Busch irgendwo ausgesetzt»⁹⁰ worden und hätten dann selber schauen müssen, was nun in dieser Situation möglich sei. Die im Film ebenfalls zu Wort kommende ehemalige Freiwillige Milly W. erinnert sich ähnlich: Bei ihrer Ankunft habe sie feststellen müssen, dass niemand sie erwartete.⁹¹

Die eben geschilderten Schwierigkeiten, denen sich die Freiwilligen gegenüberübersahen, bedeuten jedoch nicht, dass sie sich nicht auch in manchen Fällen hätten durchsetzen können. Wie oben dargelegt, wurden die Afrikanerinnen und Afri-

87 *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 2.

88 *Entre Nous*, No. 30, 1. Mai 1967, S. 3.

89 Vgl. *Coopération technique suisse. Eva, Hanna et Sylvia au Dahomey*, *op. cit.*

90 *Fortschrittsbringer. Schweizer Wege in der Entwicklungshilfe*, *op. cit.*

91 Vgl. *ibid.*

kaner in den Rapporten zum Teil verniedlicht und kindlich gezeichnet. Dies legitimierte ein erzieherisches Vorgehen, wie beispielsweise der folgende Rapportauschnitt über die *Animation Rurale* im Tschad zeigt:

Am Anfang sind alle auf dem Boden gesessen. Nun haben wir es wenigstens fertig gebracht, dass jede eine Matte oder einen Schemel mitbringt. Wer ohne kommt, bekommt die Arbeit nicht. Die nächste Aktion wird heissen: «Hände waschen»!⁹²

Entwicklungsarbeit wird hier als Erziehungsarbeit verstanden. Das Verhalten und die Gewohnheiten der Frauen sollen anhand von disziplinarischen Massnahmen verändert werden. So heisst es im selben Rapport:

Wer nach dem marché du coton das Geld nicht bringt, kann nicht mehr mitmachen. Es ist vielleicht etwas hart, aber die einzige Möglichkeit. [...] Zum Glück eignen sich die Burschen nicht nur zum Uebersetzen – sie sind auch gute Geldeintreiber. Es ist mehr eine erzieherische Massnahme; die Frauen sollen von Anfang an wissen, dass wir keine cadeaux machen.⁹³

Es drängt sich die Frage auf, welche Methoden die ‘Geldeintreiber’ genau anwandten. Das Verhältnis zwischen den Dorfbewohnerinnen und der Freiwilligen wirkt in diesem Rapport zudem sehr autoritär. Ein anderer Volontär inszenierte sich in seinem Schlussrapport als strenger Lehrmeister. Er könne mit «einiger Genugtuung»⁹⁴ auf die 16 Monate zurückblicken, die er in einem Genossenschaftsprojekt in Ruanda verbracht hat. Die Ausbildung der Arbeiter sei aber leider zu kurz gekommen, da der Betrieb zu gross sei:

Um diesen Betrieb in Gang zu halten muss, etwas brutal ausgedrückt, mit der Peitsche gearbeitet werden. Man muss dem Afrikaner ein für ihn gänzlich ungewohntes Arbeitstempo aufdiktieren.⁹⁵

Der eindeutigste Bericht von direkter Machtanwendung ist jener eines in Ruanda tätigen Freiwilligen, der sich beim Neubau einer Schule mit streikenden Arbeitern konfrontiert sah. Nachdem er den Arbeitern den Lohn gekürzt hatte, kam es zum Aufstand:

Eine kleine Minderheit hatte nach der Versammlung, in der ich meinen Entschluss bekanntgab, so sehr ‘aufgeheizt’, dass ich schliesslich beim Ministère de la Garde Nationale einige Soldaten aufbieten musste, um den Bauplatz vor Angriffen zu schützen. [...] Ganze 10 Tage brauchte es, bis die heisse Rwandasonne auch dem hintersten Mann hell genug klarmachte, dass ich auf der längeren Seite des Astes sass.⁹⁶

92 *Entre Nous*, No. 21, Weihnachten 1966, S. 3.

93 *Ibid.*

94 *Entre Nous*, No. 32, 8. Juni 1967, S. 3.

95 *Ibid.*

96 *Entre Nous*, No. 37, 16. August 1967, S. 1–2.

Es scheint beinahe unglaublich, dass ein junger Schweizer in Ruanda das Militär für seine Zwecke aufbieten konnte. Eindrücklich ist, wie sich der Freiwillige hier eine berechnete Machtposition zuschrieb, die er auch mit Gewalt durchsetzen wollte. Ein paar Monate später stellte er in seinem Rapport «mit sichtlichem Vergnügen» fest, «dass man begonnen hat, intensiver und genauer zu arbeiten».⁹⁷ Weiter schrieb er:

Dass man selbst mit Ueberstunden angefangen hat, ist erfreulich. [...] Überhaupt scheint man langsam zu merken, dass der ehemals 'böse Umsungu' mit sich reden lässt, wenn man tut, was er will.⁹⁸

Der hier formulierte Machtanspruch ist bemerkenswert. Er blieb jedoch in dieser Deutlichkeit ein Einzelfall.

Die Komplexität des Entwicklungsproblems

Einige der in den bisherigen Kapiteln angesprochenen Probleme wurden von der Sektionsleitung mit der Zeit erkannt und im internen Mitteilungsblatt thematisiert. Denn das Idealbild erhielt zunehmend empfindliche Risse.⁹⁹ Im Jahr 1970 äusseren einige Freiwillige im *Entre Nous* offen die Meinung, dass grundlegende Veränderungen nötig seien. So schrieb etwa ein ehemaliger Volontär:

Das Ideal, das am Anfang der Freiwilligenidee stand, war doch bestimmt die Vorstellung vom Fachmann, der seine Bedürfnisse so weit in den Hintergrund stellen kann, dass er im engsten Kontakt mit seinen Partnern im Entwicklungsland leben kann und dort das Image vom reichen Weissen, der nicht zu arbeiten braucht, durch sein leuchtendes Beispiel der Selbstlosigkeit vernichtet. [...] Mir scheint nach meinem eigenen Einsatz, dass das anfangs zitierte Idealbild einiger Abstriche bedarf.¹⁰⁰

Ein anderer Freiwilliger kritisierte die künstliche Unterscheidung in Freiwillige und Experten.¹⁰¹ Diese beruhte tatsächlich weniger auf den jeweiligen Tätigkeiten als auf einer unterschiedlichen Bezahlung und damit auf dem Ideal der verzichtenden Freiwilligen. Auch beim DftZ wurde dieser Umstand intern problematisiert.¹⁰² Ende des Jahres 1970 stellte dann ein Freiwilligen-Ehepaar in seinem Schlussrapport sogar die Entwicklungshilfe als Konzept grundsätzlich in Frage.¹⁰³

97 *Entre Nous*, No. 41, 13. Oktober 1967, S. 5.

98 *Ibid.*

99 Vgl. z.B. *Entre Nous*, No. 2, 5. Februar 1971, S. 3.

100 *Entre Nous*, No. 7, 1. Juni 1970, S. 19–20.

101 Vgl. *Entre Nous*, No. 6, 29. April 1970, S. 10–13.

102 Vgl. Einige Fragen über die Zukunft des «Freiwilligen» in der Entwicklungshilfe, Schreiben vom 28. September 1973, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

103 Vgl. *Entre Nous*, Weihnachten 1970, S. 8–14.

Dass der Ton innerhalb der Freiwilligensektion dermassen kritisch wurde, lässt sich auf grössere diskursive Veränderungen zurückführen. Wie einleitend bereits vermerkt wurde, hinterfragte man in den 1970er Jahren die Entwicklungshilfe in der Schweizer Öffentlichkeit zunehmend. Die im Umfeld der progressiven Kirche und der Studentenbewegung entstandene Solidaritäts- oder Drittweltbewegung vertrat ein grundsätzlich neues Entwicklungsverständnis. 'Entwicklung' bedeutete demnach nicht mehr ökonomisches Wachstum, sondern Befreiung aus Armut, politischer Unterdrückung und Ausbeutung.¹⁰⁴ Diese Hinwendung zu neuen Erklärungsmustern spiegelt sich auch im Mitteilungsblatt der Freiwilligen. Der Fokus im *Entre Nous* verschob sich mit der Zeit immer mehr auf die Wiedergabe von wissenschaftlichen oder politischen Artikeln. Dabei scheute man nicht davor zurück, auch kritische Stimmen zu Wort kommen zu lassen.¹⁰⁵ Es ist eindrücklich, wie offen die Entwicklungshilfe im *Entre Nous* ab einem gewissen Zeitpunkt hinterfragt werden konnte und musste. Auch die im vorliegenden Beitrag als problematisch beschriebene eurozentrische Sichtweise und der damit einhergehende paternalistische Anspruch wurden kritisch diskutiert.¹⁰⁶ Es ist daher durchaus denkbar, dass die der Freiwilligenidee inhärenten Widersprüchlichkeiten zunehmend unhaltbar erschienen und schliesslich zum Ende der Freiwilligenaktion führten.

Nachdem bereits 1970 «eine Denkpause»¹⁰⁷ angekündigt worden war, in welcher der Status und Lebensstandard der Freiwilligen grundsätzlich überdacht werden sollten, wurde im *Entre Nous* vom 27. März 1972 schliesslich die Ersetzung der Bezeichnung 'Freiwilliger' durch jene des 'Entwicklungshelfers' bekanntgegeben.¹⁰⁸ Aus der Sektion *Schweizer Freiwillige für Entwicklungsarbeit* wurde das *Schweizerische Entwicklungshelferprogramm*. Dieser Schritt ging mit weiteren Reformen einher, die zu einer «Annäherung des Freiwilligen-Systems an das Expertensystem, in Hinblick auf eine spätere Verschmelzung der beiden zu einem einzigen System für das auswärtige Personal des DftZ»¹⁰⁹ führen sollten. Die Lebenskostenentschädigungen und Wiedereingliederungsgelder wurden für Einsätze von

104 Vgl. Kalt 2010, *op. cit.*, S. 268, 317, 326.

105 Vgl. z.B. den Beitrag des Drittweltaktivisten, Pfarrers und Soziologen François Houtart: François Houtart, «Pour une problématique du développement», in: *Entre Nous*, No. 12, 15. November 1971, S. 5–15, oder die thesenförmige Wiedergabe des Buches *De l'aide à la recolonisation* von Tibor Mendes, vgl. Tibor Mendes, «De l'aide à la recolonisation», in: *Entre Nous*, No. 3, 27. März 1972, S. 19–20.

106 Vgl. z.B. Paul Rutishauser, «Zusammenleben mit Menschen einer anderen Kultur», in: *Entre Nous*, No. 13, 25. September 1970, S. 8–12; Theodor von Fellenberg, «Notizen zur Entwicklungsarbeit in Rwanda», in: *Entre Nous*, No. 14, 28. Oktober 1970, S. 7–12; Immita Cornaz, «Sind wir ehrliche Partner?», in: *Entre Nous*, No. 4, 27. April 1972, S. 1–5.

107 *Entre Nous*, No. 10, 5. August 1970, S. 2–4.

108 *Entre Nous*, No. 3, 27. März 1972, S. 5.

109 *Ibid.*

über zwei Jahren «erheblich erhöht».¹¹⁰ Der abtretende Sektionsleiter Thomas Raeber betonte in der Mitteilung allerdings, dass auch im neuen System eine idealistische Grundeinstellung erwartet werde:

Es werden ein gewisser Idealismus, eine gewisse Selbstlosigkeit beim Entwicklungshelfer vorausgesetzt und ermutigt. So sehr sie im Laufe des Einsatzes oft absterben mögen: sie bilden eine gute, positive Ausgangsposition, die der Entwicklungsarbeit und insbesondere ihrem Ruf zugute kommen kann.¹¹¹

Die von den Freiwilligen zuvor noch zwingend geforderte idealistische Selbstlosigkeit wurde hier zum Imagefaktor degradiert. Zudem sprach Raeber offen aus, was diese Analyse an verschiedenen Stellen gezeigt hat: Die Freiwilligen wurden über den Wunsch, Gutes und Nützliches zu tun, motiviert. Ob dieser Idealismus einem Einsatz in der Praxis standhalten konnte, war aber sekundär.

1974 liess der DftZ schliesslich auch das *Schweizerische Entwicklungshelferprogramm* auslaufen. Raeber, mittlerweile Stellvertreter des Delegierten für technische Zusammenarbeit, sprach von einer «Zwangslage» aufgrund der «schwierigen Finanzlage des Bundes».¹¹² Wahrscheinlicher ist jedoch, dass die wirtschaftliche Krisenzeit als praktische Gelegenheit diente, um das nicht mehr zeitgemäss erscheinende Programm zu beenden. Das «Bewusstwerden der Komplexität des ganzen Entwicklungsproblems»¹¹³ passte schlicht nicht mehr zum Konzept der jungen, von Idealismus beseelten Freiwilligen, deren guter Wille allein schon Gutes bewirken konnte.

Fazit

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass sich die Freiwilligen aufgrund der Informationen des DftZ einen sinnvollen Einsatz in einem Entwicklungsland erhoffen konnten. Zwar war die Freiwilligenarbeit nicht als einfache Aufgabe konzipiert, doch man erklärte den jungen Schweizerinnen und Schweizer, dass sie sich in Afrika nützlich machen würden und dass man dort ihre Hilfe nötig habe. Dazu wurden sie mit einem widersprüchlichen Idealbild ausgestattet, das von ihnen einen gleichberechtigten und vertrauensvollen Umgang mit den Afrikanerinnen und Afrikanern forderte, ihnen aber zugleich einen Wissensvorsprung gegenüber diesen zudachte. Zwar wies die Sektionsleitung die Figur des 'weissen Mannes' als

¹¹⁰ *Ibid.*, S. 7

¹¹¹ *Ibid.*, S. 8.

¹¹² Zukunft des schweizerischen Entwicklungshelferprogrammes, Mitteilung vom 26. Juni 1974, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

¹¹³ Einige Fragen über die Zukunft des «Freiwilligen» in der Entwicklungshilfe, Schreiben vom 28. September 1973, BAR E2005#1985/101#814*, Freiwilligendienst Allgemeines, t.33.0.

kolonial zurück und ersetzte sie rhetorisch durch jene des 'älteren Bruders', die westliche Herkunft und das 'Weissen' waren aber wichtige Faktoren, über die den Freiwilligen eine natürliche Autorität zugedacht wurde. Auch die Freiwilligen griffen in vielen Fällen auf diesen westlichen Überlegenheitsdiskurs zurück. Die Konzeption der Freiwilligen als 'es besser Wissende' führte zu weiteren Widersprüchen, handelte es sich doch in erster Linie um junge Menschen, die sich in einer ihnen fremden Umgebung bewegen mussten. Wie mit diesen Widersprüchen umgegangen wurde, ist gemäss den Rapporten sehr unterschiedlich. Für einige bedeuteten sie offenbar kein gravierendes Problem, bei anderen führten sie zu autoritärem Gebaren, und schliesslich ergaben sich auch Situationen des persönlichen Zweifels oder gar ein Gefühl des Scheiterns.

An der Freiwilligenaktion lässt sich zudem exemplarisch aufzeigen, wie Konzepte in der Entwicklungshilfe über die Jahre an Erklärungsmacht gewonnen oder verloren haben. Bei ihrer Gründung Mitte der 1960er Jahre bot die Schweizer Freiwilligenaktion offenbar eine überzeugende Antwort auf das Problem der Armut in manchen Regionen der Welt. Junge Berufsleute sollten ihr praktisches Wissen weitergeben und damit einen Beitrag zur Entwicklung afrikanischer Länder leisten. Mit den Jahren passte die Freiwilligenidee aber immer weniger zum komplexer werdenden Entwicklungsverständnis und wurde 1974 schliesslich aufgegeben.

Präzisionsmechanik im Räderwerk der internationalen Politik. Das *Indo-Swiss Training Center* in Chandigarh, 1961–1968

Franziska Diener

Nach dem Wiederaufbau in Europa rückte die technische Entwicklungshilfe für die Dritte Welt Ende der 1950er Jahre auch in der Schweiz in den Vordergrund. Die privaten Hilfswerke trugen wesentlich zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die Probleme der Dritten Welt bei, so dass die Entwicklungshilfe zu einer anerkannten Verpflichtung wurde.¹ Sie waren dem Bund einen Schritt voraus, welcher erst 1961 mit der Gründung des *Dienstes für technische Zusammenarbeit* (DftZ) in die Projektarbeit einstieg. Bereits im Jahr 1955 entstand die erste private Entwicklungshilfsorganisation, das *Schweizerische Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete* (SHAG, ab 1965 *Helvetas*).² Die *Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe* (ab 1971 *Swisscontact*), deren Projekt in Indien Gegenstand dieses Beitrags ist, wurde vier Jahre später, am 6. Mai 1959, gegründet.³ Die Stiftung wurde von bürgerlich-liberalen Kreisen initiiert und von der Schweizer Privatwirtschaft finanziert. Wie die meisten Hilfswerke wurde sie später auch vom Bund unterstützt. Durch die Errichtung von Lehrwerkstätten zur Ausbildung von Vorarbeitern und Handwerkern wollte sie dem Mangel an mittlerem Kader in den Entwicklungsländern begegnen und dadurch einen Beitrag zur wirtschaftlichen Entwicklung und zur Hebung des Lebensstandards leisten.⁴

- 1 Vgl. René Holenstein, *Was kümmert uns die Dritte Welt. Zur Geschichte der internationalen Solidarität in der Schweiz*, Zürich 1998, S. 30; Albert Matzinger, *Die Anfänge der schweizerischen Entwicklungshilfe 1948–1961*, Zürich 1991, S. 161.
- 2 Zur Geschichte von *Helvetas* vgl. Thomas Möckli, *Eine bewegte Geschichte: 50 Jahre Helvetas. 1955–2005*, Dielsdorf 2005; Kathrin Däniker, Betty Stocker, «Das erste Entwicklungshilfswerk – ein Schrumpfprodukt. Die Gründung des Schweizerischen Hilfswerks für aussereuropäische Gebiete 1955 und dessen Einbindung in die Entwicklungshilfekonzeption des Bundes», in: Peter Hug, Beatrix Mesmer (Hg.), *Von der Entwicklungshilfe zur Entwicklungspolitik* (Studien und Quellen 19), Bern 1993, S. 175–188.
- 3 Die Ausführungen in diesem Beitrag beruhen auf meiner Lizentiatsarbeit, welche ich im April 2012 bei Prof. Jakob Tanner an der Universität Zürich eingereicht habe. Vgl. Franziska Diener, *Die Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe (Swisscontact) 1956–1971. Entwicklungszusammenarbeit der Schweizer Privatwirtschaft*, unveröffentlichte Lizentiatsarbeit der Universität Zürich, Zürich 2012.
- 4 Zur Geschichte von *Swisscontact* vgl. Jean-Jacques de Dardel, *La coopération au développement. Certitudes et interrogations*, Genf 1981, insbesondere Kapitel 6: «L'économie privée», S. 325–348; Matzinger 1991, *op. cit.*, S. 163–170; Ka Schuppisser, «Das Engagement der Privatwirtschaft in der Entwicklungshilfe. Die Gründung der Schweizerischen Stiftung für technische Entwicklungshilfe 1956–1959 und ihre Konflikte mit dem Monopolanspruch des Schweizerischen Hilfswerks für aussereuropäische Gebiete (SHAG)», in: Hug, Mesmer 1993, *op. cit.*, S. 189–200.

In diesem Beitrag wird das Spannungsverhältnis von Akteuren, Interessen und Ideen anhand eines konkreten Projektes untersucht, des *Indo-Swiss Training Center* in Chandigarh, Indien.⁵ Dabei werden die Wahl des Projektlandes, die konkrete Projektarbeit vor Ort sowie der Konflikt mit der indischen Partnerorganisation thematisiert. Einleitend werden die Gründung der Stiftung sowie deren Projektstätigkeit in den 1960er Jahren kurz dargestellt, um dann auf den Aushandlungsprozess im Indien-Projekt eingehen zu können: Die Stiftung verhandelte mit dem indischen Partner, der das Projekt selbstständig weiterführen wollte, über den Übergabezeitpunkt sowie über Entscheidungskompetenzen bei der Instrukteur-Weiterbildung.

Die *Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungshilfe* beruht auf einer Idee von Jacques Freymond aus dem Jahr 1956. Der Historiker Freymond war Mitglied und zeitweise auch Vizepräsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), Professor am *Institut des Hautes Etudes Internationales* in Genf sowie Oberst im Generalstab der Schweizer Armee. Ihm schwebte eine nationale Stiftung für Solidarität vor, welche nach dem Prinzip der *Schweizer Spende* von Bund, Kantonen, Gemeinden, Industrie und Privatpersonen gemeinsam getragen würde. Diese Solidaritäts-Stiftung sollte eine halbe Milliarde Schweizer Franken pro Jahr (!) für die Hilfe zugunsten der Schweizer Bergbauern, der armen Länder Europas und der Entwicklungsländer in Übersee sammeln. Der Zeitpunkt für die Lancierung einer solch grossangelegten Aktion war denkbar ungünstig. Die Ungarnflüchtlinge beanspruchten die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, die bestehenden Hilfswerke sahen sich in ihrer Existenz bedroht, und im Parlament wurde das Thema Entwicklungshilfe erst ein halbes Jahr später aktuell.⁶

Die Idee Freymonds wurde 1957 in redimensionierter Form wiederaufgegriffen. Die Initianten, zu denen neben Freymond Anne-Marie Im Hof-Piguet, Flüchtlingshelferin während des Zweiten Weltkriegs und SHAG-Mitglied, sowie Sydney de Coulon, Ständerat und Direktor der Ebauches SA, gehörten, wollten die Hilfe der Schweiz für die Entwicklungsländer verstärken.⁷ Dabei spielten neben dem Solidaritätsgedanken auch politische Interessen eine Rolle. Die Initianten vertraten

5 Die Ausführungen stützen sich vor allem auf die Quellen des Swisscontact-Archivs, das 2011 dem *Archiv für Zeitgeschichte* (AfZ) der ETH Zürich übergeben wurde. Da der institutionelle Bestand (IB) noch in Erschliessung ist und die Akten somit noch keine definitive Signatur haben, werden die verwendeten Quellen nicht über Signaturen ausgewiesen, sondern über eindeutige Bezeichnungen.

6 Vgl. zu diesem Abschnitt Matzinger 1991, *op. cit.*, S. 164–165. Leider sind die Quellen zur Vorgeschichte der Gründung nicht überliefert, so dass hier auf die Literatur zurückgegriffen werden muss, welche sich ihrerseits auf persönliche Gespräche mit Im Hof-Piguet sowie auf private Unterlagen stützte.

7 Im Hof-Piguet schrieb in ihren Erinnerungen, dass ihr die Gründung des SHAG nicht genüge: «Warum wieder ein Hilfswerk? Ich bin sicher, dass das Problem viel grössere Ausmasse hat, dass es gigantisch ist. In der Schweiz müsste man die Regierungen, die Wirtschaftskreise, die vom Export leben, kurz die ganze Nation mobilisieren.» Anne Marie Im Hof-Piguet, *Die Akademie. Unterwegs zu einer Akademie der Menschenrechte. Ein Lebensbericht*, Basel 2005, S. 30.

die Linie Bundesrats Max Petitpierre, der die Entwicklungshilfe als Teil einer aktiven Aussenpolitik auffasste, um eine weitere Isolation der Schweiz auf internationaler Ebene zu verhindern.⁸ Sie teilten zudem die damals verbreitete Meinung, dass die Schweiz als neutraler Staat ohne koloniale Vergangenheit besonders geeignet sei, Entwicklungshilfe zu leisten. Schliesslich sahen sie die Entwicklungshilfe auch als Mittel zur Bekämpfung des Kommunismus, indem dessen Einfluss in den jungen Staaten der Dritten Welt durch eigene Präsenz vermindert werden sollte.⁹

Das Ziel der Intensivierung der schweizerischen Entwicklungshilfe hofften die Initianten über zwei Wege zu erreichen: Erstens über die Erschliessung noch ungenutzter Geldquellen und zweitens über die Konzentration der privaten und öffentlichen Entwicklungshilfe in einer einzigen Organisation, der Stiftung. Der erste Punkt war kaum umstritten: Ziel der Initianten war es, Privatwirtschaft und Industrie, welche sich bisher kaum für die Entwicklungshilfe eingesetzt hatten, zu mobilisieren und zu Spenden zu bewegen. Dem SHAG war dies bis anhin kaum gelungen, weshalb auch einige SHAG-Mitglieder, allen voran Ludwig Groschupf und Peter Gloor, die beiden ersten Präsidenten, das Projekt der Gründung einer solchen Stiftung unterstützten.¹⁰ Um die Wirtschaft für das Projekt zu gewinnen, führten die Initianten neben den genannten humanitären und politischen auch wirtschaftliche Argumente ins Feld. Die Entwicklungshilfe in Form der Ausbildung von mittlerem Kader sei auch eine Form von langfristiger Exportförderung, da dadurch Goodwill geschaffen würde und Qualitätswerbung gemacht werden könne. So warben die Initianten über Monate hinweg vor den kantonalen Handelskammern und im April 1959 schliesslich auch an einer vom *Vorort des Schweizerischen Handels- und Industrievereins* eigens dazu einberufenen Konferenz in Zürich für die Stiftung.¹¹ Sie hatten Erfolg mit ihrer Werbetätigkeit und bekamen die nötigen Mittel von einer Million Schweizer Franken pro Jahr von der schweizerischen Wirtschaft und Industrie, nicht zuletzt dank unermüdlichen persönlichen Vorsprachen von Stiftungspräsident Hans Schindler, dem Delegierten des Verwaltungsrats der Maschinenfabrik Oerlikon (Zürich), und von Anne-Marie Im Hof-Piguet. Dennoch wurde die Stiftung von den Wirtschaftsvertretern als ein wohlütiges Hilfswerk

8 Zu Petitpierre vgl. Daniel Trachsler, *Bundesrat Max Petitpierre. Schweizerische Aussenpolitik im Kalten Krieg 1945–1961*, Zürich 2011.

9 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief von Im Hof-Piguet an Schindler vom 21. Januar 1959; AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Referatstexte der Konferenz beim Vorort in Zürich vom 13. April 1959.

10 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll der Sitzung des Initiativkomitees vom 11. Dezember 1958, S. 2–3. Konfessionelle Hilfswerke beteiligten sich nicht an der Initiative, arbeiteten später aber bei Projekten gelegentlich mit der Stiftung zusammen. Vgl. die Zusammenarbeit mit dem HEKS im Indienprojekt weiter unten.

11 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Referatstexte der Konferenz beim Vorort in Zürich vom 13. April 1959.

angesehen und nicht als Exportförderungsorganisation – sonst hätten sie grössere Summen gespendet und wären der Stiftung mit weniger Skepsis begegnet.¹²

Der zweite Punkt barg mehr Konfliktpotential. Der Bund lehnte eine Fusion der geplanten Stiftung mit der Koordinations-Kommission, der für die bilaterale Hilfe verantwortlichen Bundesstelle, ab und sprach sich für eine klare Trennung von öffentlicher und privater Entwicklungshilfe aus.¹³ Die Idee der Konzentrierung der Kräfte der Schweizerischen Entwicklungshilfe zur Vermeidung von Doppelspurigkeit und Bürokratie musste folglich auf die Ebene der privaten Hilfswerke beschränkt werden. Die Stiftung sollte die Projekte der bestehenden Entwicklungshilfsorganisationen, zu denen damals nur das SHAG und die *Schweizerische Auslandhilfe* (SAH, ehemals Schweizerische Europahilfe) gerechnet wurden, koordinieren und mitfinanzieren. Die Durchführung eigener Projekte war zunächst nicht geplant.¹⁴ Über die Funktion der Stiftung als Koordinationsstelle der privaten Entwicklungshilfe waren sich die Initianten aber uneinig, so dass schliesslich die Gründung einer von SHAG und SAH unabhängigen Stiftung, welche eigene Projekte durchführte, beschlossen wurde.¹⁵

Die Stiftung begann im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens, in den 1960er Jahren, Projekte in Asien, Afrika und Lateinamerika zu lancieren. Das erste Projekt war die Errichtung einer Lehrwerkstätte für Präzisionsmechaniker in Chandigarh, Indien. Später kamen Nigeria, Dahomey (ab 1975 Benin), Pakistan, Tunesien und Algerien dazu. Ab 1966 unterhielt die Stiftung erste Projekte in Lateinamerika, zunächst in Peru, dann auch in Costa Rica und Brasilien. Dass die Stiftung anfänglich keine Projekte in Lateinamerika aufnahm, lag daran, dass die Hilfe in Afrika und Asien nötiger schien. Der Bund war der Meinung, dass die lateinamerikanischen Staaten nicht auf kostenlose Hilfe angewiesen seien.¹⁶ Die Stiftung richtete sich nach der Linie des Bundes und verzichtete vorerst auf Projekte in Lateinamerika. Die Wahl der Projektländer entsprach laut Schindler meist den politischen und

12 Mehrere Vertreter der Privatwirtschaft äusserten im Vorfeld der Konferenz Skepsis bezüglich des Nutzens der geplanten Stiftung für die Schweizer Wirtschaft, so zum Beispiel Dieter Bührle (Oerlikon Bührle & Co). Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief von Bührle an Schindler vom 10. April 1959.

13 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief von Schürch an Groschupf vom 17. Juli 1958, S. 2; AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief von Im Hof-Piguet an de Coulon vom 17. September 1958, S. 1–2.

14 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll der Sitzung des Initiativkomitees vom 11. Dezember 1958, S. 3.

15 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokollnotiz der Sitzung des Initiativkomitees vom 2. April 1959, S. 3.

16 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief der Stiftung an den Dienst für Technische Hilfe (EPD) vom 8. Juli 1960; AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief des Dienstes für Technische Hilfe (EPD) an die Stiftung vom 16. Juli 1960.

wirtschaftlichen Interessen der Schweiz,¹⁷ unterlag sicher aber auch Zufällen, hing zum Beispiel von vorhandenen Beziehungen oder Projektideen ab. Im Folgenden wird auf das Projekt in Indien eingegangen, wo es zum unüberbrückbaren Konflikt mit der indischen Partnerorganisation kam und sich die Stiftung schliesslich frühzeitig aus dem Projekt zurückziehen musste.¹⁸

Erste Projektabklärungen in Asien und Wahl Indiens als Partnerland

Um erste Projektmöglichkeiten abzuklären, reiste Botschafter Fritz Real – der vom Bund beurlaubt worden war, um die Stiftung in ihrer Anfangsphase zu unterstützen, und der dem geschäftsführenden Ausschuss der Stiftung angehörte – im November 1959 im Auftrag der Stiftung nach Indien, Pakistan, Ceylon und Nepal. Diese Länder erhielten neben dem Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (*United Nations Development Programme*, UNDP) bereits beträchtliche bilaterale Hilfe. Insbesondere interessierte die Stiftung die Tätigkeit der BRD und Schwedens, welche beide die technische Ausbildung mittels Lehrwerkstätten förderten – jenen Bereich, in dem auch die Stiftung zu agieren gedachte.¹⁹ Sie erachtete die Lehrwerkstätten dieser beider Länder als Massstab für ein eigenes Projekt. Eine allfällige schweizerische Lehrwerkstätte dürfe denjenigen der BRD und Schwedens in Grösse und Qualität um nichts nachstehen, da sie die Schweiz repräsentiere:

Toute entreprise réalisée par notre Fondation dans les pays visités doit être de premier ordre. Elle représentera la Suisse. Une telle entreprise ne craindra pas la comparaison avec les réalisations d'autres nations du standing de la Suisse.²⁰

Neben dem politischen Motiv, im Wettbewerb der Industrieländer mitzuhalten, spielten auch wirtschaftliche Motive eine Rolle bei der Wahl Indiens als Partnerland. Die wirtschaftliche und industrielle Entwicklung Indiens schien von beachtlichem Ausmass, die Grundschulbildung und die technische Ausbildung wurden vom Staat gefördert. Die Stiftung hielt dies für eine erfolversprechende Ausgangslage. Gleichzeitig schien ihr ein echter Bedarf vorhanden, mit dem sie bei ihrer Tätigkeit rechnen konnte: Es mangelte an qualifizierten Arbeitern und Vorarbeitern im Bereich Präzisionsmechanik und Herstellung von Präzisionswerkzeugen. Der indische Partner Maneklal S. Thacker vom *Council of Scientific and*

17 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 27. November 1964, S. 3.

18 Das Projekt in Indien wurde neben denjenigen in Dahomey und Tunesien im Rahmen der Lizentiatsarbeit untersucht. Die folgenden Ausführungen beruhen auf dem Kapitel zum Indienprojekt der Lizentiatsarbeit. Vgl. Diener 2012, *op. cit.*, S. 90–108.

19 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1959, S. 4–5.

20 *Ibid.*, S. 5.

Industrial Research (CSIR) begrüßte ein schweizerisches Ausbildungsprojekt in diesem Bereich und schlug eine Lehrwerkstätte für fünfzig Schüler mit vier bis fünf Schweizer Experten vor. Die Stiftung beschloss Berufsexperten zu kontaktieren, welche die Umsetzung eines Projektes einer Lehrwerkstätte für Präzisionsmechanik, insbesondere Infrastruktur- und Personalbedarf, studieren sollten.²¹

Warum Indien als Partnerland für die Realisierung eines Projektes gewählt wurde, zeigen insbesondere auch die Argumente, welche gegen andere Länder sprachen. In Pakistan war die Entwicklung der Industrie noch nicht so stark fortgeschritten wie in Indien, und es bestand Bedarf in verschiedensten beruflichen Ausbildungen. Die Stiftung hatte Kontakt zu einer privaten pakistanischen Stiftung, welche eine Ausbildungsstätte in Lahore plante. Das Projekt war jedoch noch wenig ausgereift, und es bedurfte weiterer Abklärungen.²² Erst 1963 konnte ein Vertrag mit der pakistanischen Regierung abgeschlossen werden, wobei es sich nicht mehr um das Projekt in Lahore handelte, sondern um eine Lehrwerkstätte für Präzisionsmechanik in Karachi nach dem Vorbild des indischen Projektes.²³ Während die Stiftung in Pakistan später doch noch ein Projekt lancierte, verzichtete sie auf eine Tätigkeit in Ceylon und Nepal. Die Abklärungen Reals ergaben, dass in Ceylon nur der Staat als Projektpartner in Frage komme und dass dieser angesichts der instabilen politischen Situation unzuverlässig sei. Deshalb wolle man vorerst von einem Projekt in Ceylon absehen.²⁴ Dabei blieb es: Das Land taucht in den 1960er Jahren nie mehr als mögliches Partnerland in den Akten auf. In Nepal konnte Real das Team des SHAG besuchen, das in Zusammenarbeit mit der FAO und dem Colombo-Plan die Milchwirtschaft unterstützte. Die Stiftung wollte dem SHAG nicht in die Quere kommen und sah deshalb davon ab, in Nepal ein eigenes Projekt aufzunehmen.²⁵ Indien wurde also aus folgenden Gründen als Partnerland für die Lancierung eines Projektes gewählt: Präsenz anderer Geberländer, fortgeschrittene wirtschaftliche und industrielle Entwicklung, konkrete Projektidee, politische Stabilität, zuverlässiger Partner sowie Absenz des SHAG.

Vertragsabschluss und Suche eines geeigneten Standorts

Die Gespräche mit Thacker ergaben folgende Projektskizze: Die Stiftung sollte den Leiter des *Indo-Swiss Training Center* für Präzisionsmechaniker stellen, maximal sieben Fachkräfte sowie die maschinelle Ausrüstung. Die indischen Partner

21 Vgl. *ibid.*, S. 5–6.

22 Vgl. *ibid.*, S. 5.

23 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1963, S. 5.

24 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1959, S. 6.

25 Vgl. *ibid.*

sollten für Bauland, Gebäude, Unterkunft, Hilfskräfte und die übrigen laufenden Betriebskosten aufkommen. Rund hundert Schüler sollten an der Lehrwerkstätte für eine dreijährige Ausbildung aufgenommen werden. Die Kosten für die Stiftung wurden auf dreihunderttausend Schweizer Franken Lohnkosten pro Jahr plus einmalige Kosten von einer Million Schweizer Franken für die Anschaffung der Maschinen veranschlagt. Ziel war es, die Lehrwerkstätte nach fünf bis acht Jahren ganz an Indien zu übergeben.²⁶ Diese Projektskizze von 1960 war im Vergleich zu den anfänglichen Ideen stark angewachsen: Die geplante Schule sollte doppelt so viele Schüler aufnehmen können und auch über mehr Schweizer Fachkräfte verfügen, als ein Jahr zuvor beabsichtigt. Die Stiftung war sich bewusst, dass dies ein grosses und schwieriges Unterfangen war, das zu dieser Zeit den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit ausmachte: «Das finanziell und organisatorisch anspruchsvolle Indienprojekt stellt das Hauptprojekt der Stiftung dar», wie es im Jahresbericht 1960 hiess.²⁷ In der Tat war das Indienprojekt am weitesten vorangeschritten. Zu diesem Zeitpunkt waren zwar Abklärungen in weiteren Ländern im Gang – so in Pakistan, Nigeria und Dahomey (ab 1975 Benin) – doch ein konkretes Projekt war einzig in Dahomey in Sicht, dieses war aber noch wenig fortgeschritten und kleiner als dasjenige in Indien.

Nach der Vertragsunterzeichnung vom März 1961 reisten Fritz Real, Reinhold Schuepp (ehemaliger Generaldirektor der Voltas Ltd., Bombay) und Fritz Claus (designierter Direktor der Lehrwerkstätte) zur Abklärung eines geeigneten Standorts für die künftige Lehrwerkstätte nach Indien. Von den zwölf Orten, welche Thacker als mögliche Standorte vorgeschlagen hatte, gaben die Schweizer Poona den Vorzug; zweite Priorität war Chandigarh und dritte Lucknow.²⁸ Ein Argument war die Nähe zu einer diplomatischen Vertretung der Schweiz, welche bei Bedarf den Direktor der Lehrwerkstätte unterstützen könne.²⁹ Diese Bedingung erfüllten Chandigarh und Lucknow durch die Nähe zur Schweizerischen Botschaft in Delhi. In Bombay befand sich das Generalkonsulat, das vielleicht ebenfalls Unterstützung leisten könne, so dass auch Poona diese Bedingung erfüllte.³⁰ Der Hauptgrund für die Bevorzugung Poonas vor Chandigarh war die Nähe zum industriellen Zentrum Bombay.³¹ Die Inder wählten Chandigarh als Standort, die Hauptstadt des Bundes-

26 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1960, S. 3–4.

27 *Ibid.*, S. 4.

28 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 4. Mai 1961, S. 2.

29 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 17. Mai 1960, S. 4.

30 Die Schweizer Botschaft in Neu Delhi wurde 1947 geschaffen. Daneben gab es konsularische Vertretungen in Bombay (Generalkonsulat) und Kalkutta. Vgl. «Botschaft des Bundesrates an die Bundesversammlung betreffend die Schaffung neuer Gesandtschaften in Indien und Siam vom 2. Juni 1947», in: *Bundesblatt*, Nr. 22, 5. Juni 1947, S. 281–286. Online: <http://www.amtsdruckschriften.bar.admin.ch/viewOrigDoc.do?id=10035885> (Stand: 30. April 2012).

31 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Brief von Real an Etienne vom 31. August 1961.

staates Punjab, von der schweizerischen Studiengruppe auf Platz zwei gesetzt und insofern auch für sie eine befriedigende Wahl. Dies war ein politisch motivierter Entscheid: Während der CSIR im Bundesstaat Maharashtra (dem Poona angehörte) bereits drei Institutionen errichtet hatte, gab es im Bundesstaat Punjab noch keine einzige nationale Institution. Die Lokalregierung Punjabs wünschte deshalb ausdrücklich die Errichtung einer solchen Institution in ihrem Bundesstaat – dieses Begehren konnte die Regierung schlecht abweisen.³²

Eröffnung des Indo-Swiss Training Center in Chandigarh

Um die Vorbereitungen für die Lehrwerkstätte beginnen zu können, wurde bereits 1961 Fritz Claus³³ als Direktor angestellt. Die Maschinen und Werkzeuge wurden bestellt. Drei schweizerische Spezialisten wurden kontaktiert, welche als erste Instrukteure vorgesehen waren. Im Oktober schickte die Stiftung Edwin Lenzlinger, Zivilingenieur, nach Indien, um den Bau der Schulgebäude zu leiten. Die Eröffnung der Schule war auf Herbst 1962 geplant.³⁴ Bei der Suche nach geeigneten Schweizer Instrukteuren wurde die Stiftung durch die Schweizer Privatwirtschaft unterstützt.³⁵

Der Bau der Schulgebäude durch indische Bauunternehmen kam langsamer voran als erwartet, weshalb die Eröffnung der Schule auf 1963 verschoben werden musste. Lenzlinger sah das Hauptproblem bei den Indern, deren Organisation mangelhaft sei. Der indische Partner CSIR übertrug die Ausführung des Projekts einer neu geschaffenen Stelle, der *Central Scientific Instruments Organisation* (CSIO), welche damals nicht über das nötige Fachpersonal verfügte. Offenbar funktionierte auch die Zusammenarbeit zwischen CSIO und CSIR nicht gut. Nach Reals Schilderungen vor dem geschäftsführenden Ausschuss war Lenzlinger überaus eifrig und manchmal auch ungeduldig, was auf indischer Seite auf Unverständnis und Widerstand stiess. Es scheint also auf beiden Seiten Schwierigkeiten gegeben zu haben. Der Fachausschuss der Stiftung schätzte die Verzögerung der Bauarbeiten als üblich ein – der ursprüngliche Zeitplan sei zu knapp gewesen und hätte auch in der Schweiz nicht eingehalten werden können.³⁶ Der bisherige Leiter des CSIR Thacker wurde in die Planungskommission der Regierung Indiens berufen; neuer

32 Vgl. *ibid.*

33 Über die Hintergründe der Wahl Claus' zum Direktor sowie über seine Person geben die Quellen keine Auskunft.

34 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1961, S. 3–4.

35 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 17. Mai 1960, S. 5.

36 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 23. Februar 1962, S. 1–2.



Abbildung 1: Projektleiter Fritz Claus erklärt Premierminister Jawaharlal Nehru ein Modell der Lehrwerkstätten. Einweihungszeremonie des *Indo-Swiss Training Center*, 18. Dezember 1963. Bildnachweis: AfZ IB Swisscontact-Archiv.

Leiter des CSIR wurde Syed Husain Zaheer.³⁷ Sparmassnahmen der indischen Regierung aufgrund des Indisch-Chinesischen-Grenzkonflikts führten zu einer Kürzung des Budgets des CSIR und somit zu Einschränkungen bei den indischen Leistungen für den Bau der Schulgebäude.³⁸ Trotz erneuten zeitlichen Verzögerungen bei den Bauarbeiten konnte das *Indo-Swiss Training Center* wie geplant am 1. Oktober 1963 eröffnet werden. Das Interesse für die Ausbildung in der Lehrwerkstätte für Präzisionsmechanik war gross: Auf Inserate in indischen Tageszeitungen meldeten sich 1400 Kandidaten. Nach einer Vorselektion wurden zweihundert Kandidaten für eine «theoretische, praktische und psychotechnische Eignungsprüfung» zugelassen, schliesslich wurden 36 Lehrlinge ausgewählt.³⁹

37 Die Planungskommission wurde 1950 gegründet und hatte den Auftrag, 5-Jahrespläne auszuarbeiten zur effizienten Ressourcenbewirtschaftung, zur Steigerung der Produktion und zur Schaffung von Arbeitsplätzen. Ziel war die Erhöhung des Lebensstandards der Bevölkerung. Vgl. den Beitrag zur Geschichte auf der Website der Planning Commission, Government of India: About Us. History. <http://planningcommission.nic.in/aboutus/history/index.php?about=aboutbody.htm> (Stand: 30. April 2012).

38 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1962, S. 4.

39 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1963, S. 3.



Abbildung 2: Die Frauen der Schweizer Projektmitarbeiter, Frau Claus (rechts) und Frau Thommen, bieten Premierminister Jawaharlal Nehru Kaffee an, Einweihungszeremonie des *Indo-Swiss Training Center*, 18. Dezember 1963. Bildnachweis: AfZ IB Swisscontact-Archiv.

Vier indische Hilfsinstruktoren wurden rekrutiert, um die Schweizer Instruktoren bei der Ausbildung der Lehrlinge zu unterstützen. Interessant ist, dass zwei dieser Hilfsinstruktoren zuvor das Ausbildungszentrum für Präzisionsmechaniker des *Hilfswerks der Evangelischen Kirchen der Schweiz* (HEKS) in Tellicherry in der Provinz Kerala besucht hatten. Zudem wirkte Claus, der Leiter des *Indo-Swiss Training Center* in Chandigarh, als Experte bei den Lehrabschlussprüfungen in Tellicherry mit. Die Stiftung konnte hier von den Erfahrungen des HEKS profitieren, das bereits seit 1959 in Südindien tätig war.⁴⁰ Auffällig ist ferner, dass beide Hilfswerke Lehrwerkstätten für Präzisionsmechanik betrieben. Man könnte einen Nachahmungseffekt vermuten, dies war aber in diesem Fall nicht ausschlaggebend. Vielmehr war die Präzisionsmechanik ein Gebiet, auf dem in Indien bislang kaum Ausbildungsmöglichkeiten bestanden. Indien wünschte deshalb explizit Unterstützung in diesem Bereich, wie Real dem geschäftsführenden Ausschuss in der Sitzung vom 15. Januar 1960 darlegte:

40 Vgl. zur Tätigkeit des HEKS in Südindien das Kapitel «Die Anfänge der kirchlichen Entwicklungshilfe» in: Holenstein 1998, *op. cit.*, S. 119–125.

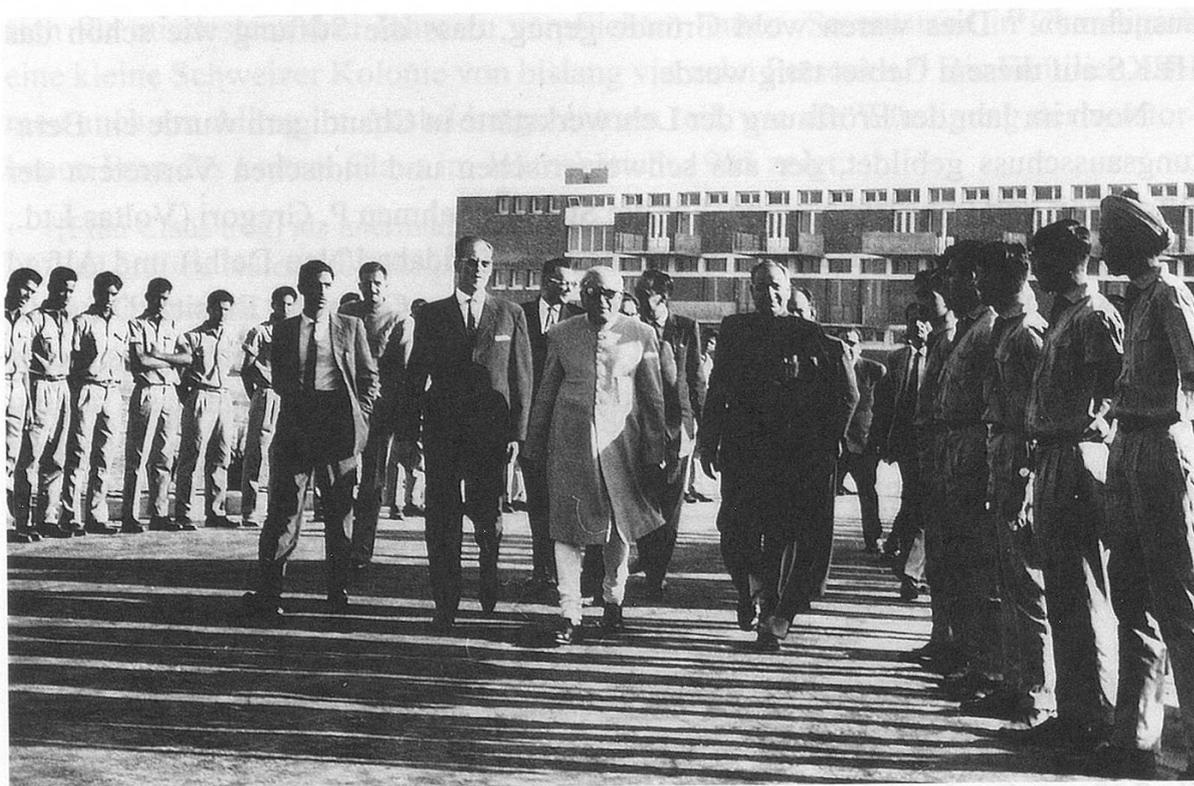


Abbildung 3: Noch herrscht Eintracht zwischen den späteren Kontrahenten. Fritz Claus und Piara Singh Gill geleiten Erziehungsminister M. C. Chagla zur Eröffnungszeremonie des *Indo-Swiss Training Center*, 19. Dezember 1964. Bildnachweis: AfZ IB Swisscontact-Archiv.

Indischerseits sei vorab ein starker Ausbildungsbedarf im Gebiete der Präzisionsmechanik (Instrumenten- und Werkzeugmacher, Stanzer) geltend gemacht worden. Ausser bei einigen wenigen grossen staatlichen und privaten Unternehmen bestünde hiefür kaum eine systematische Ausbildungsmöglichkeit.⁴¹

Zudem war Präzisionsmechanik ein Gebiet, in dem die Schweiz fundierte Kenntnisse und Erfahrung besass. Im Hof-Piguet bezeichnete die Präzisionsmechanik gar als ein «Sondergebiet [...], das für die Schweiz repräsentativ sei⁴² und sich bei einem Vergleich mit der geleisteten Entwicklungshilfe anderer Länder sehr gut

41 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 15. Januar 1960, S. 1.

42 Zum Schweizerischen Selbstbild und zur «Swissness» der Schweizer Entwicklungshilfe vgl. Lukas Zürcher, «'So fanden wir auf der Karte diesen kleinen Staat'. Globale Positionierung und lokale Entwicklungsfantasien der Schweiz in Rwanda in den 1960er Jahren», in: Hubertus Büschel, Daniel Speich (Hg.), *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a.M. 2009, S. 275–309, hier insbesondere S. 286–287. Die Vorstellung, dass die Schweiz auf dem Gebiet der Präzisionsmechanik Expertin sei, kann mit Zürcher nicht nur als Selbstverständnis der Schweiz, sondern auch als Fremdwahrnehmung Indiens interpretiert werden, das vielleicht gerade deshalb von der Schweiz Hilfe auf diesem Gebiet wünschte.

ausnehme».⁴³ Dies waren wohl Gründe genug, dass die Stiftung wie schon das HEKS auf diesem Gebiet tätig wurde.

Noch im Jahr der Eröffnung der Lehrwerkstätte in Chandigarh wurde ein Beratungsausschuss gebildet, der aus schweizerischen und indischen Vertretern der Wirtschaft und Industrie bestand. Für die Stiftung nahmen P. Gregori (Voltas Ltd., Bombay), W. Ziegler (Hindustan Electric Co., Faridabad/Neu Delhi) und Alfred Frischknecht (HEKS-Training Centre Tellicherry) im Gremium Einsitz. Die indischen Vertreter waren 1963 noch nicht benannt. Die Stiftung glaubte, dass dieses Gremium ihren Einfluss auf das Projekt stärken würde: «Damit hat das Training Centre auch in Indien selbst einen wertvollen schweizerischen Rückhalt bekommen.»⁴⁴ Dass mit Alfred Frischknecht ein Mitarbeiter des HEKS-Hilfswerkes Tellicherry im Beratungsausschuss mitwirkte, zeigt erneut, dass die beiden Hilfswerke eng zusammenarbeiteten.

Ausbildung von Präzisionsmechanikern nach schweizerischem Modell

Bereits in dem frühen Stadium, in dem sich das Indienprojekt noch befand, erhielt die Stiftung Anerkennung von unerwarteter Seite. Nach einem Besuch in Chandigarh bat der Spezialfonds der UNO die Stiftung, einen Experten zu entsenden für die Errichtung einer ähnlichen Lehrwerkstätte in Südkorea. Diese Anfrage freute die Stiftung, da sie sich in ihrer Arbeit bestätigt fühlte und den Entscheid, sich auf die Berufsausbildung zu konzentrieren, als richtig ansehen konnte.⁴⁵ Nach Ablauf des ersten Schuljahres war die Bilanz durchaus positiv: Von 36 Lehrlingen hatte nur einer die Jahresabschlussprüfung nicht bestanden. Geprüft wurden folgende Fächer: Arbeit in der Werkstatt, Führung des Werkstatt-Journals, Kenntnis der Branche, Kenntnis der Materialien, künstlerisches Zeichnen, technisches Zeichnen, Mathematik, Geometrie, Englisch und Indisch. Diese Fächerauswahl zeigt, dass eine fundierte Ausbildung nach dem Vorbild des schweizerischen Modells der Berufslehre angestrebt wurde. Die Noten, welche die Lehrlinge erreichten, korrelierten mit jenen der Aufnahmeprüfung, woraus die Stiftung schloss, dass das Auswahlverfahren geeignet sei. Unterdessen war auch der Bau der Gebäude schon fast beendet.⁴⁶

Im Jahr 1964 kamen zwei zusätzliche Schweizer Instruktoren in Chandigarh an, so dass nunmehr sechs Schweizer Instruktoren am Projekt beteiligt waren. Die Instruktoren brachten ihre Familien mit, da sie ständig vor Ort sein mussten und

43 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 17. Mai 1960, S. 4.

44 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1963, S. 5.

45 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1964, S. 3.

46 Vgl. *ibid.*, S. 5.

sich für mindestens drei Jahre zu verpflichten hatten. So entstand in Chandigarh eine kleine Schweizer Kolonie von bislang vierzehn Personen.⁴⁷ Die Familien nahmen auch am Alltag im Ausbildungszentrum teil, wie die Würdigung der verstorbenen Frau des Leiters Claus im Jahresbericht 1965 zeigt:

[Frau Claus trug] als unermüdliche Gastgeberin, durch ihre Hilfsbereitschaft in kleinen und grossen Nöten des Alltags und mit ihrer Sorge um das Wohl der Lehrlinge [...] viel zum bisherigen Gelingen unseres Werkes in Chandigarh bei.⁴⁸

In diesem Zitat kommt ein stark patriarchalisches Frauenbild zum Ausdruck, nach dem die Frau soziale und wohlthätige Aufgaben zu übernehmen und so ihren Mann in seiner Tätigkeit zu unterstützen habe.

Im Jahr 1965 startete der dritte Lehrgang, weshalb erneut zwei zusätzliche Schweizer Instruktoren angestellt wurden. Künftig strebte die Stiftung jedoch danach, die Zahl schweizerischer Instruktoren kontinuierlich zu senken und durch indische zu ersetzen:

Die schweizerischen Instruktoren sollen durch Inder ersetzt werden, die wir selbst ausgebildet haben. Wir rechnen damit, dass wir spätestens 1967/68 für das erste Lehrjahr vollwertige indische Lehrer einsetzen können.⁴⁹

Es sei auf die paternalistische Rhetorik hingewiesen, wonach die Inder nur durch die Schweizer Ausbildung «vollwertig» werden können.⁵⁰ Die Übergabe des Projektes an einheimische Kräfte entsprach dem Prinzip der ‘Hilfe zur Selbsthilfe’, welches die Stiftung seit ihrer Gründung als zentral erachtete. Durch die Ausbildung von einheimischen Lehrkräften und durch die schrittweise Ablösung sollte die Qualität der Ausbildung gesichert werden.

Um den Lehrabgängern den Einstieg ins Berufsleben zu sichern, wurde bereits 1965 nach Stellen für die Lehrlinge des dritten Lehrjahres gesucht, welche im September 1966 von der Schule abgehen würden. Die Stiftung pflegte Kontakte zur Industrie: Sie bekam vom CSIO und von indischen Firmen (darunter auch schweizerische Unternehmen mit Sitz in Indien) Produktionsaufträge, welche die Lehrlinge in der Werkstatt ausführen konnten. Der Beratungsausschuss wurde 1965 mit neuen schweizerischen Vertretern besetzt.⁵¹

47 Vgl. *ibid.*

48 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1965, S. 5.

49 *Ibid.*, S. 4.

50 Zum Paternalismus insbesondere des Konzepts der ‘Hilfe zur Selbsthilfe’ vgl. Hubertus Büschel, «Eine Brücke am Mount Meru. Zur Globalgeschichte von Hilfe zur Selbsthilfe und Gewalt in Tansania», in: Büschel, Speich 2009, *op. cit.*, S. 175–206.

51 Die neuen schweizerischen Vertreter waren Berchthold (BBC, Baden), Hurter (Contraves AG, Zürich), Nägeli (Nestlé, Vevey) und Thalmann (Voltas Ltd., Bombay). Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1965, S. 5–6.

Vertragsverlängerung und Erweiterung des Ausbildungszentrums

Da der Vertrag mit dem indischen Partner CSIR im März 1966 auslief, weilte Piara Singh Gill, Direktor des CSIO – der ausführenden Stelle –, für Verhandlungen in Zürich. Sowohl die Stiftung als auch die CSIO wünschten eine Weiterführung der Zusammenarbeit. Der Entwurf der Vertragsverlängerung um zwei Jahre enthielt den Beschluss, die Zahl der Lehrlinge von 36 auf fünfzig zu erhöhen, sobald die Unterkünfte entsprechend ausgebaut wären. Zudem sollten pro Schweizer Instrukteur zwei indische angestellt werden, um der höheren Zahl Lehrlinge gerecht zu werden. Die zusätzlich benötigte technische Ausrüstung sollte soweit möglich in der Lehrwerkstätte selbst hergestellt oder aber in Indien beschafft werden. Die Schaffung von zusätzlichen Ausbildungsplätzen war ein expliziter Wunsch des indischen Partners.⁵² Im Rahmen der Vertragsverhandlungen standen zudem die Schaffung einer zweijährigen Anschlussausbildung für Fortgeschrittene sowie die Errichtung weiterer Lehrwerkstätten nach dem Vorbild von Chandigarh zur Diskussion. Ein Beschluss über diese Ideen wurde jedoch zu diesem Zeitpunkt nicht gefasst, die Stiftung und der CSIR wollten noch darüber beraten.⁵³

1966 fanden die ersten Lehrabschlussprüfungen statt, welche bis auf einen einzigen alle Kandidaten bestanden. Die Stiftung betonte im Jahresbericht, dass der Lehrgang in Chandigarh mit einem schweizerischen Abschluss vergleichbar, wenn nicht noch anspruchsvoller sei: «Der Schwierigkeitsgrad der Examensfragen entsprach mindestens dem schweizerischen Niveau.»⁵⁴ Die Vermittlung von Stellen für die Lehrabgänger erwies sich als schwierig und zeitaufwendig. Das Problem dabei waren nicht fehlende Arbeitsplätze, sondern die Neuartigkeit der Ausbildung. Die Anstellung eines im *Indo-Swiss Training Center* ausgebildeten Präzisionsmechanikers habe «für die meisten Betriebe die Aufnahme eines ganz neuen Elementes bedeutet».⁵⁵ Zehn Lehrabgänger fanden bei staatlichen Organisationen (wozu auch das *Indo-Swiss Training Center* in Chandigarh und die CSIO zählten) eine Stelle, dreizehn bei grösseren sowie zwölf bei mittleren und kleinen Betrieben der Privatindustrie.⁵⁶

Der Vertrag konnte zwar verlängert werden, die Zahl der Lehrlinge wurde jedoch nicht erhöht, da das Internat noch nicht ausgebaut und noch nicht genügend indische Instruktoren ausgebildet worden waren. Die Stiftung hoffte aber, dass der Lehrermangel künftig durch die Anstellung von Lehrabgängern gemildert werden könne. Drei der besten Absolventen waren bereits als Instruktoren angestellt. Zwei

52 Vgl. *ibid.*

53 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 13. Dezember 1965, S. 2.

54 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1966, S. 5.

55 *Ibid.*

56 Vgl. *ibid.*

Schweizer Instrukteure kehrten 1966 in die Schweiz zurück, um wieder bei ihrer Firma zu arbeiten. An ihre Stelle traten zwei neue. Ein Schweizer Instrukteur wurde von der *Organisation der Vereinten Nationen für Erziehung, Wissenschaft und Kultur* (UNESCO) für das Projekt in Südkorea angestellt, welches durch die Stiftung auf die Anfrage von 1964 hin projektiert worden war.⁵⁷ Die Stiftung beabsichtigte, die indischen Instrukteure eine Weiterbildung in der Schweiz besuchen zu lassen, jedoch konnte Gill, der Direktor der CSIO, noch nicht davon überzeugt werden, dass von einer solchen Weiterbildung diejenigen Inder am meisten profitieren könnten, welche am *Indo-Swiss Training Center* die Lehre absolviert hatten.⁵⁸

Konflikt mit dem CSIR über den Zeitpunkt der Übergabe des Projektes an Indien

Im Jahr 1967 fanden zum zweiten Mal Lehrabschlussprüfungen statt, welche auch diesmal nur ein Lehrling nicht bestand. Die Stellenvermittlung verlief nun problemlos, zumal die Arbeitgeber mit den Lehrabgängern des vorherigen Jahrganges gute Erfahrungen gemacht hatten. Die Stiftung lobte die Ausbildung im *Indo-Swiss Training Center* sowie die ausgebildeten Lehrlinge im Jahresbericht 1967 in den höchsten Tönen:

Die Absolventen unserer beiden ersten Promotionen werden von ihren Arbeitgebern sehr geschätzt. Unser Lehrgang bietet eine umfassende praktische Ausbildung, begleitet von den notwendigen theoretischen Übungen. Unsere Absolventen sind vielseitig verwendbar und ohne weiteres fähig, sich in Spezialgebiete einzuarbeiten.⁵⁹

Dass alle Lehrabgänger problemlos eine Stelle fanden, weist darauf hin, dass die Absolventen eine gute Ausbildung genossen hatten, und sprach für die Stiftung. Vielleicht hob die Stiftung ihren Erfolg in der Ausbildung hier aber deshalb so hervor, weil sie damals in einen Konflikt mit dem indischen Partner CSIR um den Zeitpunkt der Übergabe des Projektes geriet und diesem düsteren Konflikt den Glanz des Erfolgs gegenüberstellen wollte, um sich in ein besseres Licht zu rücken. Denn ein Jahresbericht ist ja immer auch ein Leistungsausweis gegenüber den Stiftungsmitgliedern, den Gönnern und der interessierten Öffentlichkeit und deshalb eher ein beschönigender Tätigkeitsbericht. Diese These wird durch eine Aussage Freymonds in der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 25. April 1968 gestützt:

57 Vgl. *ibid.*, S. 5–6.

58 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 2. Dezember 1966, S. 4. Auch im Juli 1967 hatte Gill sein Einverständnis dazu noch nicht gegeben. Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 7. Juli 1967, S. 3.

59 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1967, S. 5

Was die Behandlung der Angelegenheit in der Schweiz anbelangt, so ist vom übergeordneten Gesichtspunkt der Bedeutung Indiens und der schweizerisch-indischen Beziehungen auszugehen. Es ist positiv hervorzuheben, was die Stiftung in Chandigarh geleistet hat. Herr Prof. Freymond macht einen formulierten Vorschlag für die betreffende Partie des Jahresberichtes, der allgemeine Zustimmung findet.⁶⁰

Im Interesse der guten Beziehungen der Schweiz zu Indien sowie im Interesse der Stiftung sollten also im Jahresbericht 1968 die erfreulichen Aspekte betont werden. Es kann angenommen werden, dass bei der Abfassung des Jahresberichts 1967 ähnliche Motive im Spiel waren. Auf die Darstellung des Konfliktes im Jahresbericht 1968 wird weiter unten nochmals eingegangen; zuerst soll der Verlauf des Konfliktes nachgezeichnet werden.

Der Konflikt bahnte sich 1967 an, als Gill zusammen mit Atma Ram, dem neuen Direktor des CSIR, eine Kommission einsetzte, um die Möglichkeit abzuklären, das *Indo-Swiss Training Center* alleine mit indischen Instruktoren weiterzuführen.⁶¹ Weshalb Gill und Ram das Projekt ohne die Hilfe der Schweizer fortführen wollten, darüber geben die Quellen keine Auskunft. Vielleicht war es der Wunsch nach Eigenständigkeit, vielleicht auch Unzufriedenheit mit den Schweizer Experten oder dem Direktor. Die Stiftung betrachtete den Zeitpunkt für die vollständige Übergabe des Projektes an Indien als verfrüht, da ihrer Meinung nach noch zu wenige indische Instruktoren ausgebildet waren, um das Ausbildungszentrum ohne die Unterstützung der Schweizer zu führen. Sie suchte das Gespräch mit dem CSIR und den indischen Behörden, um «den Konflikt, der mit der Zeit einen persönlichen Charakter angenommen hatte und zur Prestigefrage geworden war, durch mündliche Besprechung zu lösen».⁶²

Die Gespräche waren langwierig. Der Generalsekretär der Stiftung, Werner Zimmermann, reiste zweimal nach Chandigarh und Neu Delhi, im Oktober 1967 sowie im Januar 1968. Er nahm an Beratungen der von Gill und Ram eingesetzten Kommission teil, welche vor allem aus Vertretern der indischen Industrie bestand.⁶³ Die Stiftung benützte ihre guten Beziehungen zur Industrie, um Ram für sich zu gewinnen und Gill loszuwerden. Stiftungsrat Peter Reinhart (Inhaber der Gebrüder Volkart, Winterthur) vermittelte den Kontakt zu W. Holderegger (Direktor der Patel-Volkart Private Ltd. und Mitglied des Beratungsausschusses des *Indo-Swiss Training Center*) und dessen Partner Herrn Patel. Die Stiftung hoffte, über Patel, welcher sehr gute Beziehungen zum indischen Kongress und zum Vizeministerpräsident Morarji Desai hatte, Ram davon überzeugen zu können, das

60 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 25. April 1968, S. 2.

61 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Stiftungsrat vom 1. Juli 1968, S. 4.

62 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1967, S. 5.

63 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 16. Januar 1968, S. 1.

Indo-Swiss Training Center direkt dem CSIR zu unterstellen und es damit von der CSIO und Gill unabhängig zu machen.⁶⁴ Zimmermann sollte Ram einen Vorschlag einer Vertragsergänzung vorlegen, in welchem die Stiftung neben der Loslösung des *Indo-Swiss Training Center* von der CSIO vor allem die Frage der Ausbildung indischer Instruktoren zu regeln wünschte. Die Stiftung wollte mit der Vertragsergänzung sicherstellen, dass der Leiter des Ausbildungszentrums bei der Rekrutierung der indischen Lehrkräfte mitentscheiden konnte, dass die indischen Instruktoren eine Weiterbildung in der Schweiz besuchten und dass dafür die eigenen Lehrabgänger Vorrang hatten. In diesen Fragen war man sich seit 1966 nicht einig mit Gill, und man wollte sie dringend klären, bevor der Vertrag im Februar 1968 automatisch um ein Jahr verlängert würde.⁶⁵ Die Stiftung fand zwar Unterstützung bei Ram, doch gelang es offenbar nicht, Gill zu umgehen:

Dr. Atma Ram soll Dr. Zimmermann mit Tränen in den Augen versprochen haben, dass er uns gegen Gill helfen werde. Dr. Zimmermann schlug Dr. Gill vor, unsere Schule von der CSIO zu trennen, im Sinne, dass wir von der oberen Instanz, dem CSIR, Unterstützung hätten. Dr. Gill war beleidigt und führte den kalten Krieg verstärkt weiter.⁶⁶

Bereits vor dem Gespräch mit Ram war sich der geschäftsführende Ausschuss der Stiftung bewusst, dass Gill nicht leicht zu umgehen war, da dieser als Direktor der CSIO ein Mandat des CSIR ausführte, das *Indo-Swiss Training Center* aber wiederum dem CSIR unterstand. Zudem war aus praktischen Gründen die Verwaltung des Ausbildungszentrums mit derjenigen der CSIO zusammengelegt worden, da dieses auf dem Gelände der CSIO in Chandigarh errichtet worden war. Schliesslich hatte Gill auch noch gute politische Beziehungen, während der CSIR durch mangelnde Führung geschwächt war. Der Ausschuss zeigte sich aber kampfeslustig und war nicht bereit, sich aus dem Projekt in Chandigarh «verdrängen» zu lassen, da er dies mit Blick auf die Gönner für «sehr schädlich» hielt.⁶⁷ Einzig Freymond hielt einen Rückzug aus Chandigarh für eine gute Lösung, zumal man dann die freiwerdenden Mittel für andere Projekte einsetzen könne. Er riet, «dem Partner zu zeigen, dass ihm die Stiftung durch ihre Präsenz einen Dienst erweist. Wünscht der Partner diese Dienstleistung nicht, so kann sich die Stiftung im Guten zurückziehen, ohne dass sich ihr die Türen verschliessen.»⁶⁸ Freymond hielt also einen würdigen Abgang für möglich. Gloor und Fürer schlossen sich diesem Votum insofern an, als sie einen vorzeitigen Rückzug einer Weiterführung des Projektes mit unzureichend ausgebildetem indischem Personal vorzogen. Die

64 Vgl. *ibid.*

65 Vgl. *ibid.*, S. 2.

66 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Stiftungsrat vom 1. Juli 1968, S. 3.

67 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 26. Januar 1968, S. 2.

68 *Ibid.*, S. 3.

Frage der Ausbildung indischer Instruktoren war also entscheidend. Im Falle eines Rückzuges wollte man wenn irgend möglich die Maschinen und die Ausrüstung, welche Stiftungseigentum waren, mitnehmen, um sie in einem anderen Projekt verwenden zu können.⁶⁹

Neben den Gesprächen mit Ram und Gill im Februar 1968 gelangte Zimmermann im Auftrag der Stiftung auch an die schweizerische Botschaft mit der Bitte, zugunsten der Stiftung zu intervenieren. Im März reisten Schindler und Etienne zu ausführlichen Verhandlungen mit Ram, Gill und dem Erziehungsminister Triguna Sen nach Neu Delhi und Chandigarh.⁷⁰ Worum es in diesen Verhandlungen genau ging, darüber berichten die Quellen nichts. Es ist jedoch anzunehmen, dass es immer noch um den Vorschlag der Stiftung zur Vertragsergänzung ging, denn dies ist der letzte Hinweis auf den Inhalt der Gespräche. Wahrscheinlich wollte die Stiftung durch die persönliche Teilnahme Schindlers und Etiennes an den Verhandlungen ihrem Anliegen Gewicht verleihen in der Hoffnung, so eher einen Erfolg zu erringen.

Ende April war noch keine Stellungnahme Indiens zum Vorschlag der Stiftung zur Vertragsergänzung eingegangen, so dass sich der geschäftsführende Ausschuss veranlasst sah, den Rückzug der Stiftung aus Chandigarh vorzubereiten. Der Leiter des *Indo-Swiss Training Center*, Claus, wurde beauftragt, die Lehrabschlussprüfung noch durchzuführen, die Rekrutierung der neuen Lehrlinge jedoch den Indern zu überlassen. Die Stiftung beschloss, den Schweizer Instruktoren den Abschluss der Tätigkeit in Chandigarh auf Ende August anzukündigen. Zwar hoffte die Stiftung immer noch auf eine Lösung des Konflikts, doch wollte sie bereit sein, sich ordnungsgemäss auf Vertragsende zurückzuziehen, falls keine Lösung gefunden werden könnte.⁷¹

Gespräche mit dem TATA-Konzern über einen allfälligen Umzug von Chandigarh nach Poona

Mit dem näher rückenden Abschluss der Tätigkeit in Chandigarh wurde die unge löste Frage, was mit den Maschinen und der Ausrüstung geschehen solle, immer bedeutender. Die Stiftung nahm zur Lösung dieser Frage Kontakt mit der TELCO (*TATA Engineering and Locomotive Company*, Bombay) auf, die Ausbildungsstätten in Poona betrieb. Die Stiftung plante eine Verlegung ihrer Tätigkeit von Chandigarh nach Poona zur TELCO. Jehangir Ratanji Dadabhoy Tata, Chairman des TATA-Konzerns, machte der Stiftung diesbezüglich eine Offerte, welche aber sehr vage war und auf ihre Realisierbarkeit überprüft werden musste: «Kein einziges

69 Vgl. *ibid.*, S. 2–3.

70 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Stiftungsrat vom 1. Juli 1968, S. 4.

71 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 25. April 1968, S. 1–3.

Element der Verpflanzung des ISTC [*Indo-Swiss Training Center*, F.D.] in die Umgebung von Poona [war] geklärt und gesichert.»⁷² Freymond wollte Tata einen Vorschlag unterbreiten, welcher den Transfer von Maschinen, Ausrüstung und Schweizer Instruktoren von Chandigarh nach Poona umfassen sollte.⁷³

Anfang Juni erhielt die Stiftung über die Schweizerische Botschaft in Neu Delhi einen Vorschlag des CSIR für einen neuen Vertrag. Dieser Vorschlag beinhaltete folgende Punkte: *Erstens* die Versetzung des Leiters des *Indo-Swiss Training Center*, Claus, als Experte nach Neu Delhi und die Einsetzung eines indischen Leiters. *Zweitens* die Abtretung der Eigentumsrechte der Stiftung an der technischen Ausrüstung an den CSIR. *Drittens* die Ausbildung von indischen Instruktoren in der Schweiz auf Kosten der Stiftung, bei deren Auswahl die Stiftung nicht mitreden könnte. *Viertens* die Übernahme der Leitung und Kontrolle des *Indo-Swiss Training Center* durch den Exekutivrat der CSIO. *Fünftens* die Abschaffung des Beratungsausschusses, der aus schweizerischen und indischen Vertretern bestand.⁷⁴ Dieser Vorschlag war für die Stiftung nicht akzeptabel, da die wichtigsten Forderungen der Stiftung nicht erfüllt waren, nämlich die Mitsprache bei der Weiterbildung indischer Instruktoren und die Loslösung des *Indo-Swiss Training Center* von der CSIO. Die Stiftung war unter diesen Umständen auch nicht bereit, ihre Eigentumsrechte an Maschinen und Ausrüstung abzutreten.

Da eine Weiterführung des Projektes in Chandigarh unmöglich schien, zog die Stiftung in Betracht, «die Lehrtätigkeit in Indien in anderer Form weiter[zu]führen», und nahm diesbezüglich Abklärungen vor.⁷⁵ Die Abklärungen betrafen den allfälligen Umzug zur TELCO nach Poona, über die das Protokoll der Sitzung des Stiftungsrats vom 1. Juli 1968 sowie die Protokolle des geschäftsführenden Ausschusses Auskunft geben, im Gegensatz zum Jahresbericht, der hierüber keine weiteren Informationen liefert – wohl deshalb, weil die Gespräche noch im Gang waren und noch kein Entscheid gefallen war. Neben einem allfälligen Umzug zur TELCO nach Poona wurde auch diskutiert, ob ein neues Projekt in Indien ähnlich dem *Indo-Swiss Training Center* in Betracht gezogen werden sollte. Diesen Vorschlag machte Im Hof-Piguet dem Ausschuss, da sie ein solches Projekt – mit einem anderen indischen Partner und unter Beachtung der gesammelten Erfahrungen – für nützlich hielt für die politischen Beziehungen zwischen der Schweiz und Indien.⁷⁶ Der geschäftsführende Ausschuss war jedoch der Meinung, dass «ein Wiederanknüpfen der jetzt reissenden Bande zwischen der Stiftung und Indien verfrüht

72 *Ibid.*, S. 2.

73 Vgl. *ibid.*, S. 1–3.

74 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Stiftungsrat vom 1. Juli 1968, S. 4.

75 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1967, S. 5.

76 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 25. April 1968, S. 2.

[sei] und wohl weder in der Schweiz richtig verstanden, noch in Indien richtig gewürdigt würde».⁷⁷ Die Stiftung erwartete von ihren Projektpartnern Dankbarkeit.

Die Gespräche mit der TELCO waren fortgeführt worden, unklar war jedoch, ob die indischen Behörden den Transfer der schweizerischen Maschinen nach Poona zulassen würden. Schindler wollte keinen Gerichtsprozess riskieren, sondern sich aus dem Projekt zurückziehen und lediglich formell das Eigentumsrecht auf den Maschinen behalten, falls es zu keiner Einigung mit den indischen Behörden käme. Stiftungsrat Johann Jakob Sonderegger erwiderte, man solle nicht aufgeben, sondern bei einer Schweizer Firma mit Sitz in Indien Unterstützung suchen.⁷⁸ Schindler hielt dieses Vorgehen für aussichtslos:

Wenn schon die mächtige Firma TATA der Zustimmung der indischen Regierung bedarf, unsere Maschinen von Chandigarh nach Poona zu transferieren, würden es auch die grossen Schweizerfirmen nicht schaffen. Wir sind sehr privilegiert, dass wir mit der TATA in Verbindung gekommen sind.⁷⁹

Stiftungsrat Michael Kohn hielt eine für die Stiftung befriedigende Lösung des Konflikts für unwahrscheinlich und wies auf die Erfolge der Stiftung während der fünfjährigen Ausbildungstätigkeit in Chandigarh hin, dank deren die Erinnerungen an die Stiftung in Indien sicher nicht nur schlecht sein würden.⁸⁰ Zumindest die Lehrlinge schätzten die Tätigkeit der Stiftung und behielten sie in guter Erinnerung. Die Lehrlinge, welche im ersten und zweiten Lehrjahr in Ausbildung waren, wollten sich für den Verbleib der Schweizer Instruktoren einsetzen und schrieben an die Premierministerin Indira Gandhi, welche ihnen eine Audienz gewährte.⁸¹ Die Drittjahr-Lehrlinge trauten sich hingegen nicht zu protestieren, da sie Benachteiligungen bei der Stellenvermittlung befürchteten:

Die Schüler des dritten Jahrganges sind so abhängig von der Willkür Dr. Gills, dass sie nun schweigen; sie befürchten, dass Dr. Gill sie bei der Suche nach Posten sabotieren könnte.⁸²

Rückzug der Stiftung aus Chandigarh

Der Konflikt mit dem indischen Partner CSIR, insbesondere mit Gill und der CSIO, konnte nicht gelöst werden. Im August 1968 war sich die Stiftung immer noch nicht einig, ob sie sich definitiv aus Chandigarh zurückziehen und das *Indo-*

77 *Ibid.*

78 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Stiftungsrat vom 1. Juli 1968, S. 4–5.

79 *Ibid.*, S. 5.

80 Vgl. *ibid.*

81 Es ist überraschend, dass die Lehrlinge eine Audienz bei der Premierministerin erhielten. Über die Hintergründe dieser Audienz geben die Quellen keinen Aufschluss.

82 *Ibid.*, S. 4.

Swiss Training Center ganz den Indern überlassen solle oder nicht. Schindler plädierte in der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 20. August für den Rückzug der Stiftung sowie für die Beibehaltung des Kontaktes über einen Schweizer Experten, der vor Ort bliebe:

Wir [können] Gill nicht eliminieren. Das heisst aber nicht, dass wir jeglichen Kontakt mit Chandigarh abbrechen sollen. Wir sollten aber definitiv darauf verzichten, für die Weiterführung der Schule unter schweizerischer Leitung zu kämpfen. Andererseits wäre es möglich, einen oder mehrere Experten in Chandigarh zu belassen. Diese Experten wären allerdings den Schikanen Gills ausgesetzt.⁸³

Im Gegensatz zu Schindler wollten Etienne, Im Hof-Piguet und Fürer einen letzten Versuch wagen, das *Indo-Swiss Training Center* unter schweizerischer Leitung und unabhängig von Gill weiterzuführen. Der Stiftungssekretär Zimmermann mahnte zur Geduld. Zuerst solle man abwarten, wie die indischen Behörden auf den Vorschlag zum weiteren Vorgehen reagierten, welcher von Zimmermann entworfen worden war. Dieser Vorschlag enthielt folgende Punkte: Feststellung des Eigentumsrechtes der Stiftung an der technischen Ausrüstung, kostenlose Vermietung der Ausrüstung an den CSIR für Lehrzwecke für ein Jahr, Belassung des Schweizer Experten Otto Rösli als Überwacher der Ausrüstung und als fachkundiger Berater für ein Jahr, Kontrolle des Zustands der Ausrüstung durch stiftungseigene Experten vor Ende Schuljahr 1968/69. Falls sich ein geeignetes «Verhandlungsklima» ergebe, könne man dann die Frage der Weiterführung des Ausbildungszentrums unter schweizerischer Leitung vorbringen.⁸⁴ Mit diesem Vorgehen waren die anwesenden Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses einverstanden. Der Vorschlag Zimmermanns wurde zum Beschluss erhoben und sollte über Sigismund Marcuard, Delegierter des Bundesrats für technische Zusammenarbeit, an Marcel Heimo, Schweizerischer Botschafter in Neu Delhi, gelangen, der die Sache bei einem Treffen mit Gandhi besprechen wollte.⁸⁵ Der Konflikt wurde damit auf höchster Ebene behandelt.

Der Genehmigung von Zimmermanns Vorschlags ging jedoch eine Diskussion über den Verbleib der schweizerischen Maschinen im *Indo-Swiss Training Center* voraus. Der Transfer der Maschinen nach Poona zur TELCO war offenbar gescheitert – die Quellen geben hierüber nicht weiter Auskunft. Der geschäftsführende Ausschuss erwog die Möglichkeit einer «Blockierung», eventuell gar einer Demontage der Maschinen. Er kam jedoch zum Schluss, dass dies nicht im Interesse der Stiftung wäre:

83 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 20. August 1968, S. 1–2.

84 Vgl. *ibid.*, S. 2–3.

85 Vgl. *ibid.*, S. 3–4.

Die Blockierung wäre Wasser auf die Mühle der indischen Nationalisten, die uns (wie schon im Parlament) nicht nur der Arroganz, sondern überdies der Sabotage und des Imperialismus bezichtigen würden. Die Schweizer Presse würde diese Behauptungen weiterverbreiten. Die indischen Unternehmen der Schweizer Industrie könnten darunter leiden. Wir können uns die Blockierung nicht leisten.⁸⁶

Es ging also einerseits um den Ruf der Stiftung in der Schweiz, welcher durch die Verbreitung der indischen Vorwürfe durch die schweizerische Presse leiden würde. Andererseits befürchtete die Stiftung auch eine negative Auswirkung für die Schweizer Industrie, welche in Indien tätig war, was im Hinblick auf die Trägerschaft der Stiftung – der schweizerischen Wirtschaft und Industrie – ungünstig gewesen wäre.

Freymond, der nicht an der Ausschuss-Sitzung teilnehmen konnte, war mit dem Vorschlag Zimmermanns zum weiteren Vorgehen einverstanden mit Ausnahme eines Aspektes: des Verbleibs des Schweizer Experten Rösli während eines weiteren Jahres. Offenbar hatte der indische Erziehungsminister Sen bereits vor dem Parlament erklärt, dass das *Indo-Swiss Training Center* ohne schweizerisches Personal weitergeführt werde. Wenn die Hilfe der Stiftung nicht erwünscht sei, solle man sich nicht aufdrängen, so die Meinung Freymonds: «Wir sollten darauf verzichten, unsere Hilfe weiterhin anzubieten, da sie von den Indern deutlich genug abgelehnt [wird].»⁸⁷ Gemäss der Anregung Freymonds wurde beschlossen, Rösli nur noch für die Dauer der Übergabe bis spätestens Ende September in Chandigarh zu belassen.⁸⁸

Über den weiteren Verlauf der Ereignisse geben die Quellen nur noch spärlich Auskunft. Die Stiftung musste offenbar einige Maschinen in Chandigarh zurücklassen. Sie wollte diese nicht zurückfordern – was nach den oben erwähnten Argumenten verständlich ist. Die Stiftung beabsichtigte jedoch nach wie vor, die Maschinen im Jahr 1969 von einem Schweizer Experten kontrollieren zu lassen.⁸⁹ Wozu diese Kontrolle dienen sollte, wird nicht explizit erwähnt. Vielleicht wollte die Stiftung so ihr Eigentumsrecht Indien gegenüber erneut aufzeigen. Vielleicht wollte sie auch den Gönnern in der Schweiz demonstrieren, dass die Maschinen nicht ganz aus dem Einflussbereich der Stiftung gelangt waren. Vielleicht wollte sie auch einfach den Zustand der Maschinen kontrollieren, um so deren Funktionsfähigkeit zu gewährleisten.

86 *Ibid.*, S. 2.

87 *Ibid.*, S. 4.

88 Vgl. *ibid.*

89 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 13. Dezember 1968, S. 2.

Im Jahr 1969 erhielt die Stiftung von Botschafter Heimo Bericht über das *Indo-Swiss Training Center*, «das in tadelloser Ordnung gehalten sei und im Sinn und Geist von Herrn Claus weitergeführt werde».⁹⁰ Ferner erhielt die Stiftung Informationen, dass das «Instruktoren-Problem» – gemeint ist wohl der Mangel an gut ausgebildeten Instruktoren – immer grösser werde. Im Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 18. April 1969 werden schliesslich noch Verhandlungen mit dem CSIR erwähnt, welche über einen indischen Rechtsanwalt liefen. Um welche Rechtsfrage es hierbei ging – ob es etwa immer noch um die Frage des Eigentumsrechtes an den Maschinen ging –, wird nicht gesagt. Einzig die Langsamkeit der Verhandlungen und das Fehlen von Neuigkeiten werden erwähnt.⁹¹

Im Protokoll der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 13. Dezember 1968 findet sich noch eine kurze, interessante Bemerkung: «Herr Freymond bezweifelt die Weisheit unseres Begehrens, das Wort ‘Swiss’ aus dem Namen ‘Indo-Swiss Training Center’ entfernen zu lassen.»⁹² Offenbar wollten einige Ausschussmitglieder mit einer solchen Umbenennung des Ausbildungszentrums der Tatsache Rechnung tragen, dass die Schweiz nicht länger an der Ausbildung von Präzisionsmechanikern in Chandigarh beteiligt war. Das *Indo-Swiss Training Center* wurde jedoch nicht umbenannt; es existiert bis heute unter diesem Namen und ist nach wie vor der CSIO unterstellt.⁹³

Rückblick der Stiftung auf ihre Tätigkeit in Chandigarh und auf den Konflikt mit dem CSIR

Bereits in der Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses vom 25. April 1968 wurde abgesprochen, dass der Jahresbericht 1968 einen erfreulichen Rückblick auf die Tätigkeit der Stiftung in Chandigarh und auf den Konflikt mit dem CSIR enthalten solle. Die endgültige Formulierung des betreffenden Abschnittes des Jahresberichts wurde in der Sitzung vom 13. Dezember beschlossen.⁹⁴ Die Stiftung hob den Erfolg hervor, den sie bei der Ausbildung von rund hundert Präzisionsmechanikern in Chandigarh hatte, und übte gleichzeitig Kritik an Gill, dem Direktor des CSIO:

90 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 18. April 1969, S. 1–2.

91 Vgl. *ibid.*, S. 2.

92 AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokoll Ausschuss vom 13. Dezember 1968, S. 2. Bedauerlicherweise wird in dem Protokoll, das sehr summarisch gehalten ist, nicht weiter darauf eingegangen.

93 Vgl. die offizielle Website der CSIO zum *Indo-Swiss Training Center*. Online: <http://www.csio.res.in/istc/home%20page.htm> (Stand: 30. April 2012).

94 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Protokolle Ausschuss vom 25. April 1968, S. 2. und vom 13. Dezember 1968, S. 2.

Der Lehrerfolg war ausgezeichnet, aber unser ehemaliger Partner [...] kündigte den Vertrag, weil der Direktor der ihm unterstellten [...] CSIO, der das Centre administrativ angegliedert ist, den schweizerischen Einfluss nicht mehr dulden und darum unseren Prinzipal ausschalten wollte.⁹⁵

Insbesondere kritisierte die Stiftung die Weigerung Gills, ehemalige Lehrlinge zur Weiterbildung in die Schweiz zu schicken und künftig als Instruktoren einzusetzen. Die Stiftung hatte sich davon erhofft, die Qualität der Ausbildung auch nach dem Rückzug der Schweizer sichern zu können. Ebendies habe jedoch Gill durch seine Haltung verhindert:

Es war aber unserem Partner keineswegs daran gelegen, die besten unserer ehemaligen, als Instruktoren vorgesehenen indischen Lehrlinge in der Ausbildung einzusetzen. Er hätte auf diese Weise bis im Herbst 1968 über acht bis zehn junge, zum Teil in der Schweiz noch zusätzlich ausgebildete Instruktoren aus dem eigenen Nachwuchs verfügen können. Aber gerade das wollte unser Partner nicht. Er wählte devote, ihm ergebene Leute.⁹⁶

In der scharfen Wortwahl zeigt sich, wie sich der Konflikt zugespitzt hatte. Der indische Partner, Gill, strebe Einfluss und Macht an und nicht eine gute Ausbildung, so der Tenor im Jahresbericht. Vielleicht wollte Gill jedoch nur denjenigen jungen Leuten die Weiterbildung in der Schweiz ermöglichen, welche noch nicht in den Genuss der guten Ausbildung des *Indo-Swiss Training Center* gekommen waren, und somit die Zahl der Ausgebildeten erhöhen, anstatt bereits ausgebildete Präzisionsmechaniker noch weiterzubilden. Vielleicht dachte Gill auch dasselbe von den Schweizern wie diese von ihm: Dass sie durch die Einsetzung von Instruktoren, welche von ihnen selbst ausgebildet worden waren, lediglich ihren Einfluss sichern wollten. Zur Ergründung der Motive Gills müssten zusätzliche Quellen, am besten indischer Provenienz, beigezogen werden.

Mit lobenden Worten für den Leiter des *Indo-Swiss Training Center* schliesst die Stiftung den Beitrag zum Indienprojekt im Jahresbericht 1968 ab:

Herr Claus hat das bleibende Verdienst, mit dem Indo-Swiss Training Centre eine der besten Lehrwerkstätten Indiens, die auch internationale Anerkennung fand, geschaffen zu haben.⁹⁷

In den folgenden Jahresberichten wird nicht mehr über das Projekt Chandigarh berichtet – die Tätigkeit der Stiftung in Indien war damit vorerst abgeschlossen. Erst ab 1973 war die Stiftung erneut in Chandigarh tätig, in den 1980er Jahren dann

95 Mit «Prinzipal» ist der schweizerische Leiter des Ausbildungszentrums, Claus, gemeint. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 1968, S. 5.

96 *Ibid.*

97 *Ibid.*

auch in Bangalore, diesmal jedoch im Bereich Elektronik und Werkzeugbau.⁹⁸ Heute gehört Indien nicht mehr zu den Partnerländern der Stiftung.⁹⁹

Schlussfolgerungen

Bei der Wahl Indiens als Partnerland spielten politische, wirtschaftliche und praktische Motive eine Rolle: das politische Motiv, im Wettbewerb der Industrieländer mitzuhalten; das wirtschaftliche Motiv, auf der günstigen wirtschaftlichen und industriellen Entwicklung Indiens aufbauen zu können, sowie die praktischen Motive der politischen Stabilität und der Absenz des SHAG. Sicher spielten aber auch eher zufällige Aspekte wie das Vorliegen einer konkreten Projektidee und eines zuverlässigen Partners eine Rolle für die Wahl Indiens. Da die Voraussetzungen günstig waren, gelang es der Stiftung, in Chandigarh eine Lehrwerkstätte für Präzisionsmechaniker nach dem Vorbild der Schweizer Berufslehre zu errichten. Schweizer Instrukteure unterrichteten indische Lehrlinge mit dem Ziel, dass diese – nach einem Praktikum in der Schweiz – einmal selbst Instrukteure würden. Dies war das Prinzip der Hilfe zur Selbsthilfe. Der indische Partner hatte sich von Beginn weg an den Kosten zu beteiligen, so dass eher ein Interesse an dem Erhalt und der Weiterführung des Projektes bestünde, wenn sich die Stiftung einmal zurückzöge. Ihre Ausbildungstätigkeit hielt die Stiftung für sehr erfolgreich: Die Lehrabschlussprüfung wurde von beinahe allen Kandidaten bestanden, und die Stellenvermittlung verlief bereits im zweiten Jahr problemlos. Ebenfalls als erfreulich beurteilte die Stiftung die Zusammenarbeit mit dem HEKS, welches eine Lehrwerkstätte für Präzisionsmechaniker in Südindien betrieb.

Nach fünfjähriger Ausbildungstätigkeit kam es anlässlich der Vertragsverlängerung 1967 zum Konflikt mit der indischen Partnerorganisation CSIR. Gegenstand des Konflikts war der Zeitpunkt der Übergabe des Projekts an Indien sowie die Auswahl der Lehrlinge, welche in der Schweiz ein Praktikum absolvieren durften, um sich zum Instrukteur weiterzubilden. Die Stiftung betrachtete den Zeitpunkt für die Übergabe des Projektes als verfrüht und befürchtete einen Qualitätsverlust, da noch nicht genügend indische Instrukteure ausgebildet worden seien. Die indische Partnerorganisation hingegen wollte das Projekt selbstständig und ohne die Unterstützung von Schweizer Instrukteuren weiterführen. Vielleicht fühlte sich der CSIR von der Stiftung bevormundet, oder aber Gill, der Direktor der ausführenden Organisation CSIO, hatte persönliche Differenzen mit Claus,

98 Vgl. die Broschüre von Swisscontact, welche sie anlässlich ihres 30-Jahr-Jubiläums herausgab. Swisscontact, Schweizerische Stiftung für technische Entwicklungszusammenarbeit (Hg.), *Entwicklung durch Ausbildung in Asien, Afrika und Lateinamerika*, Zürich 1989, S. 8.

99 Vgl. AfZ, IB Swisscontact-Archiv, Jahresbericht 2011, S. 26.

Die Macht des Empfängers. Gesundheit als Verhandlungsgegenstand zwischen der Schweiz und Tansania, 1970–1980*

Lukas Meier

Lange Zeit gehörte das Gesundheitswesen nicht zum Kernbereich der offiziellen schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit. Der 1961 gegründete *Dienst für technische Zusammenarbeit* (DftZ) verstand unter Gesundheit karitative Tätigkeiten, die Schweizer Missionsgesellschaften zur Rettung ‘verlorener Seelen’ in der ‘Dritten Welt’ ausüben mochten, die jedoch nicht in gleichem Masse dazu taugten, technische Errungenschaften zur Geltung zu bringen wie etwa das Ingenieurwesen oder die Landwirtschaft.¹ Nach wenig mehr als fünfzig Jahren Schweizer Entwicklungszusammenarbeit hat sich dieses Bild gewandelt; das Gesundheitswesen hat nunmehr einen festen Platz innerhalb der Themenschwerpunkte der *Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit* (DEZA) eingenommen und ist daraus nicht mehr wegzudenken.

Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, wie es dazu kam. Erstens wird die Vermutung geäußert, dass die neue Gewichtung von Gesundheit im Kontext der Schweizer Entwicklungspraxis eng mit den Erfahrungen der Schweiz in Tansania während der 1970er Jahre verknüpft ist. Wie kein anderes Land der Dritten Welt hat Tansania unter seinem charismatischen Präsidenten Julius Nyerere die Phantasie der Schweizer Öffentlichkeit in Sachen Dritte-Welt-Solidarität angeregt. Davon war nicht zuletzt der Gesundheitssektor betroffen. Nach den Misserfolgen einer ‘ersten’ Schweizer Entwicklungsdekade, die von einem einseitigen Technologietransfer von der Schweiz in die Dritte Welt geprägt war, waren Sozialmedizin und der Aufbau eines demedikalisierten Gesundheitswesens in Tansania dankbare Themen, um eine Wende in der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit einzuleiten. Im Vergleich mit anderen Organisationen, allen voran der Weltgesundheitsorganisation (WHO), hat die Gesundheitsthematik also erst spät Eingang in die Schweizer Entwicklungspraxis gefunden. Zweitens wird dargelegt, dass die medizinische

* Dieser Beitrag greift auf Daten zurück, die im Rahmen eines Dissertationsprojektes erhoben wurden. Ich möchte es an dieser Stelle nicht versäumen, mich bei der *R. Geigy-Stiftung* (Basel), der *Vögelin-Bienz-Stiftung* (Basel), der *Freiwilligen Akademischen Gesellschaft* (FAG) und der *Kommission für Forschungspartnerschaften mit Entwicklungsländern* (KFPE) für die finanzielle Unterstützung und bei Zacharias Likopa für den Beistand bei den Interviews in Kikwawila (Tansania) zu bedanken. Vgl. Lukas Meier, *Striving for Excellence at the Margins. Science, Decolonization, and the History of the Swiss Tropical and Public Health Institute (Swiss TPH) in (post-)colonial Africa, 1943–2000*, PhD University of Basel 2013 (in Vorbereitung).

¹ Schweizerisches Bundesarchiv Bern (BAR), E 2200.83 (A), 1983/26, 3, B. 8.15.1, Experten, Spezialisten, Schweizerärzte, 1962–1963, Hans Hauri, 20.01.1964.

Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz hauptsächlich von privaten Akteuren geprägt war, so auch in Tansania. Noch vor der Unabhängigkeit des ostafrikanischen Landes hatte das *Schweizerische Tropeninstitut* unter seinem Direktor Rudolf Geigy ein kleines Feldlaboratorium in dem von der Schweizer Kapuziner-Mission geführten St. Francis Hospital in Ifakara, im südöstlichen Teil Tansanias, eingerichtet. Auch nach der Gründung des DftZ waren es hauptsächlich Akteure aus der Wissenschaft und kirchliche Kreise, welche ihr bereits erworbenes 'Entwicklungswissen' in die Waagschale warfen und die Entwicklungszusammenarbeit mit Tansania vorantrieben. Rudolf Geigy, der sowohl enge Beziehungen zur chemischen Industrie in Basel wie auch zum bundesrätlichen Delegierten für technische Zusammenarbeit, August Lindt, unterhielt, war in einer privilegierten Position, um diese Hilfe voranzutreiben. 1961 gründete Geigy zusammen mit der *Basler Stiftung zur Förderung von Entwicklungsländern* (BSFEL) in Ifakara das *Rural Aid Centre* (RAC), ein Ausbildungszentrum für paramedizinisches Personal. Etwas später folgte die Errichtung eines Pathologie-Labors in Dar es Salaam, welches sich nicht zuletzt aufgrund der besagten Freundschaft zwischen Lindt und Geigy der Unterstützung des DftZ sicher sein konnte.

Die Geschichte der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit lässt sich nicht als blossen Transfer modernisierungstheoretischer Konzepte aus der Schweiz in ein Drittweltland begreifen. Viel eher beschreibt Entwicklungszusammenarbeit einen komplexen Interaktionsprozess zwischen staatlichen und privaten Akteuren über nationale Grenzen hinweg.² Tansanische Akteure hatten einerseits einen wesentlichen Anteil an der Ausgestaltung schweizerischer Entwicklungszusammenarbeit in Tansania, andererseits wurde das ostafrikanische Land zu einem wichtigen Ort, an dem neue Entwicklungskonzepte erprobt und ausgehandelt werden konnten. Ein erster Teil des Beitrags beschreibt die Rolle der Schweizer Hilfswerke bei der Implementierung sozialmedizinischer Konzepte im ländlichen Tansania Ende der 1960er Jahre. 'Sozialmedizin' als Entwicklungsstrategie für den ländlichen Raum bezeichnete den Versuch, Krankheiten nicht mehr nur als Re-

2 Kiran Klaus Patel, *Nach der Nationalfixiertheit. Perspektiven einer transnationalen Geschichte*, Öffentliche Antrittsvorlesung an der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 2004; Jürgen Osterhammel, «Transnationale Gesellschaftsgeschichte. Erweiterung oder Alternative?», in: *Geschichte und Gesellschaft*, Vol. 27 (2001) Heft 3, S. 464–479; Albert Wirz, «Für eine transnationale Gesellschaftsgeschichte», in: *Geschichte und Gesellschaft*, Vol. 27 (2001) Heft 2, S. 489–498; Sebastian Conrad, Jürgen Osterhammel, «Einleitung», in: dies. (Hg.), *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004, S. 7–27. Eine kritische Würdigung des Transnationalismus-Konzeptes unternimmt Hans-Ulrich Wehler, «Transnationale Geschichte – der neue Königsweg historischer Forschung?», in: Gunilla Budde, Sebastian Conrad, Oliver Janz (Hg.), *Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien*, Göttingen 2006, S. 161–174. Der Begriff «Entwicklungszusammenarbeit» umfasst im Folgenden alle Handlungen der Entwicklungsakteure im Feld, «Entwicklungspolitik» dagegen meint alle Strategien, Institutionen und Diskurse, welche zur Entwicklungszusammenarbeit auffordern und diese Handlungen prägen.

sultat rein biologischer oder medizinischer Vorgänge zu begreifen, sondern in einem grösseren sozioökonomischen Zusammenhang zu interpretieren. Die enge Beziehung zwischen 'Entwicklung' und 'Medizin', wie sie sich in Tansania herausbildete, gab wichtige Impulse für die Gestaltung einer medizinischen Entwicklungszusammenarbeit in der Schweiz. Ein zweiter Teil des Beitrags befasst sich deshalb mit den zögerlichen Versuchen innerhalb des DftZ, ausgehend von den Erfahrungen Schweizer Wissenschaftler und Ärzte, in Tansania eine kohärente medizinische Entwicklungspolitik zu gestalten. Es waren weit weniger die Mitarbeiter des DftZ als vielmehr spezifische Expertengruppen wie die *Arbeitsgruppe Gesundheit*, welche die Ausformulierung der medizinischen Entwicklungspolitik in der Schweiz wesentlich prägten. Ein dritter Teil verlässt die Ebene der Entwicklungsdiskurse und widmet sich dem Feld der entwicklungspolitischen Praxis. Ifakara und der ländliche Kilombero-Distrikt in Tansania bildeten den Raum, in dem sozialmedizinische Konzepte in die Praxis umgesetzt werden konnten. Wie sich zeigen lässt, ist Entwicklungszusammenarbeit aber weniger ein 'Kolonialismus mit anderen Mitteln' als vielmehr ein komplexer Interaktionsprozess zwischen Wissenschaft, Politik und der ländlichen Bevölkerung, der meist unvorhergesehene Resultate zeitigt.

Sozialmedizin in Tansania und die Rolle der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit

Das Jahr 1967 war ein Schlüsseljahr in den 'ideologischen Annalen' Tansanias. Zumindest war es das Jahr, in dem Julius Nyerere die *Arusha-Deklaration*, veröffentlichte und seine Ideen eines afrikanischen Sozialismus einer breiten Bevölkerung darlegte. Wichtige Grundpfeiler für die neue tansanische Staatsideologie wurden 'Ujamaa' (familyhood) und 'Kujitegemea' (self-reliance). Während Ujamaa – als Entwicklungsstrategie für den ländlichen Raum – den Aufbau sogenannter Ujamaa-Dörfer als soziale und ökonomische Einheiten propagierte, meinte Kujitegemea den Beitrag eines jeden Einzelnen an den Aufbau der 'werdenden' Nation. Gesundheitspolitik hatte eine wichtige Funktion innerhalb Nyereres sozialistischer Staatsideologie. Der zweite Fünfjahres-Plan (1969–1974) unterschied sich von seinem Vorgänger insofern, als er die Entwicklung des ländlichen Gesundheitswesens als eines der Kernanliegen formulierte und – nicht weniger wichtig – das nötige Budget für ein solches Vorhaben bereitstellte.³ Nyereres Projekt einer flächendeckenden Gesundheitsversorgung für den ländlichen Raum stand unter dem Einfluss Chinas, dessen Modell der 'Barfussärzte' auch von der westlichen Welt als

3 1972 überstiegen die Ausgaben für ländliche Gesundheitszentren und Dispensarien zum ersten Mal jene für Spitäler, vgl. Ministry of Health (MOH)/Library Tanzania, Budget Speech by the Minister for Health, Hon. A. H. Mwinyi, MP, for the Year 1972/73, S. 1–25, hier S. 4.

eine grosse Errungenschaft gepriesen wurde.⁴ Ein Jahr nach der Veröffentlichung der Arusha-Deklaration erschienen als Zeugnis tansanisch-chinesischer Freundschaft mobile chinesische Ärzteteams in den entlegenen Gebieten Tansanias, die ihre Kenntnisse auf den Aufbau der ländlichen medizinischen Versorgung verwandten.⁵ Das chinesische Modell fand seine tansanische Entsprechung in der Einführung sogenannter ‘village medical helpers’, die sich nach sechsmonatiger Ausbildung anschickten, in den Ujamaa-Dörfern präventive wie kurative Aufgaben zu übernehmen.⁶

Zu Beginn der 1970er Jahre wurde der Ausbau der ländlichen Gesundheitsversorgung zur Legitimationsgrundlage staatlicher Interventionspolitik. 1973 erklärte Nyerere das Leben in Ujamaa-Dörfern als verbindlich, und innert dreier Jahre wurden über 5 Millionen Tansanierinnen und Tansanier zwangsweise umgesiedelt.⁷ Die Schweiz – sonst nicht sehr zimperlich im Urteil gegen alles, was ‘liberalen’ und ‘demokratischen’ Grundwerten zu widersprechen drohte – nahm die autoritären Tendenzen des tansanischen Sozialismus vergleichsweise gelassen hin. Schweizer Entwicklungshelfern gab die sozialistische Wende Tansanias weit weniger Anlass zur Sorge als die Drohgebärden vieler westlicher Linksregierungen. Rudolf Geigy, nicht unbedingt ein Sozialist aus altem Schrot und Korn, schrieb bereits im Kontext der Nationalisierungswelle in Tansania nach der Veröffentlichung der Arusha-Deklaration:

Die tansanischen Behörden geben zu, dass es ein vielleicht etwas zu brücker Gewaltakt war und dass Präsident Nyerere, der sich dessen übrigens bewusst ist, zu solchen raschen, emotionellen Entscheidungen neigt, dass aber diese Massnahmen früher oder später kommen mussten. Sie sind übrigens nicht mit dem zu vergleichen, was linksgerichtete Regierungen in Europa (z.B. Labour: England) unter ‘Nationalisierung’ verstehen, indem dort die Landeseigenen Betriebe von diesem Prozess erfasst werden, während es hier nur einzelne ausländische Unternehmungen betrifft. Allgemein ist mir auch versichert worden, dass kein kommunistischer Druck dahinter stehe [...].⁸

4 Ruth Sidel, Victor W. Sidel, *The Health of China. Current Conflicts in Medical and Human Services for One Billion People*, Boston 1982, S. 33–70; S. M. Hillier, «Preventive Health Work in the People’s Republic of China, 1949–82», in: S. M. Hillier, J. A. Jewell (Hg.), *Health Care and Traditional Medicine in China, 1800–1982*, London 1983, S. 149–217.

5 Ministry of Health (MOH)/Library, Budget Speech by the Minister for Health and Social Welfare, L. Nangwanda Sijaona, MP, 1970/71, Estimates, S. 1–61, hier S. 24–25.

6 Walter Bruchhausen, *Medizin zwischen den Welten. Geschichte und Gegenwart des medizinischen Pluralismus im südöstlichen Tansania*, Bonn 2006, S. 129.

7 Andreas Eckert, *Herrschen und Verwalten. Afrikanische Bürokraten, staatliche Ordnung und Politik in Tansania, 1920–1970*, München 2007, S. 253; Leander Schneider, «Freedom and Unfreedom in Rural Development. Julius Nyerere, Ujamaa Vijijini, and Villagization», in: *Canadian Journal of African Studies*, Vol. 38 (2005) Heft 2, S. 344–393.

8 Archiv Schweizerisches Tropen und Public Health Institute, Basel (ASTI), Ifakara I, BSFEL u.a., Rudolf Geigy, Vorschläge betreffend die zukünftige Gestaltung der Tätigkeit des Rural Aid Centres in Ifakara, 1967, S. 1–6, hier S. 1.

Afrikanischer Sozialismus war eben nicht Kommunismus sowjetischer Prägung, und die 'Intelligenz' und 'Bescheidenheit', mit der man in der Schweiz den tansanischen Staatsmann in Verbindung brachte, liessen sich durchaus in ein Schweizer Selbstbild integrieren. Die im Westen verbreitete Ansicht, in Tansania werde nach einem besonders erfolgreichen Entwicklungsmodell gehandelt, hatte zur Folge, dass sich die Schweizer Entwicklungsbestrebungen im ostafrikanischen Land den neuen politischen Gegebenheiten anpassten.⁹ Ganz ohne Druck von tansanischer Seite erfolgte ein solcher Wandel jedoch nicht. In den frühen 1970er Jahren forderten Angehörige der medizinischen Fakultät in Dar es Salaam nicht nur allgemein grösseres Mitspracherecht in den Entscheidungsgremien des *Rural Aid Centre* (RAC), sondern eine Erweiterung von dessen Curriculum in Richtung 'community medicine' und 'public health'. Wenceslaus Kilama, der spätere Direktor des *National Institute for Medical Research* (NIMR), forderte:

If the Ifakara course is to contribute fully to the development of our students, an integrated programme should be planned and carried out by the members of this [i.e. the Tanzanian] Faculty. Participation by the Swiss group should be encouraged, but the primary leadership must stem from the Faculty.¹⁰

Politischer Druck, die Schweizer Entwicklungsprojekte mit den ideologischen Grundsätzen in Einklang zu bringen, kam nicht nur aus den Universitätskreisen in Dar es Salaam, sondern auch von den afrikanischen Studenten des RAC selbst. In den 1970er Jahren sahen sich die Schweizer Lehrer konfrontiert mit einer neuen Generation politisch aktiver Studierenden, die den Wert des vermittelten Wissens an dessen Potential zur gesellschaftlichen Veränderung massen. Die Studierenden kritisierten die Lehrinhalte und die engen Vorstellungen von 'Gesundheit', mit denen das RAC bislang operierte, aber auch die mehr oder weniger offenkundigen sozialen Distinktionen, welche das Zusammenleben zwischen Schweizern und Tansaniern in Ifakara prägten. Anlass zu Diskussionen zwischen den Lehrern und den von überall her kommenden Studenten gab beispielsweise der soziale Status sogenannter 'flyboys', die den Nachschub an lebendem Forschungsmaterial besorgten und deren knapper Lohn in den Augen der afrikanischen Studenten als ungerecht empfunden wurde. Thierry Freyvogel, der die Entwicklung in Tansania seit den späteren 1950er Jahren als Wissenschaftler und späterer Direktor des *Schweizerischen Tropeninstituts* mitverfolgte, kommentierte die Veränderungen folgendermassen:

9 Zu der «Wirkung» Tansanias im Westen vgl. Susan C. Crouch, *Western Responses to Tanzanian Socialism, 1967–83*, Aldershot 1987 und Ali A. Mazrui, «Tanzaphilia», in: *Transition*, Vol. 31 (1967), S. 20–26.

10 ASTI, Ifakara I, BSFEL u.a., Wen Kilama, Some Background Information about the Ifakara Programme, Mai 1971, S. 2.

Es zeigt, dass das soziale Bewusstsein, vielleicht auf Grund der Tätigkeit des Mwalimu Nyerere, immer wacher wird, und dass auch wir, die wir das Land und die Leute verhältnismässig gut kennen, unsere Einstellung und unsere Verhaltensweise von Jahr zu Jahr neu überprüfen und anpassen müssen. Interessant war auch, dass sich hier in den Diskussionen eindeutig eine afrikanische und eine europäische Front gegenüberstanden, obwohl sonst der Kontakt unserer Schweizer mit den Afrikanern denkbar gut zu sein scheint.¹¹

Wie Freyvogel richtig bemerkte, mussten sich die von privater Seite initiierten Entwicklungsbestrebungen in Ifakara dem wachsenden politischen Druck fügen, wollte man über kurz oder lang die Stellung im tansanischen Gesundheitssystem halten. In den 1970er Jahren zeichnete sich deshalb eine zweifache Tendenz ab. Einerseits nahmen tansanische Akteure vermehrt Einfluss auf die Schweizer Entwicklungspolitik. 'Entwicklungshilfe', zumindest aus historischer Perspektive betrachtet, war eben nicht die homogene 'Unterwerfungsmaschine', wie sie von prominenter Seite mit Vorliebe dargestellt wird,¹² bot sie doch den Adressaten die Möglichkeit, eigene Vorstellungen einzubringen und die vom Westen initiierten Projekte und Institutionen zu verändern. Andererseits gingen diese Austauschprozesse nicht spurlos an den Schweizer Entwicklungshelfern vorbei. Wie das Beispiel des Ausbaus des *Rural Aid Centre* in Ifakara in ein *Medical Assistant Training Centre* (MATC) zeigt, wurden die Schweizer Entwicklungsprojekte zunehmend zu Orten einer sozialistischen Entwicklungsideologie.

Das Medical Assistant Training Centre (MATC)

Im Jahr 1973 beschloss das *Tropeninstitut*, die Basler chemische Industrie und die tansanische Regierung, das *Rural Aid Centre* zu einem *Medical Assistant Training Centre* (MATC) auszubauen und nach fünf Jahren der Regierung zu übergeben. Der tansanischen Regierung lag die Ausbildung von 'medical assistants' besonders am Herzen. In der Hierarchie der zahlreichen Berufskategorien innerhalb des tansanischen Gesundheitssystems rangierten die 'medical assistants' hinter den Ärzten und den 'assistant medical officers'. Ihre Ausbildung sollte sie dazu befähigen, die Leitung eines jener 'health centre' zu übernehmen, die seit den frühen 1960er Jahren als wichtigste Institutionen für die ländliche Gesundheitsversorgung angesehen wurden. Die Unterschiede zwischen dem RAC und dem MATC konnten kaum grösser sein. Der Fokus der Lehre war nun weit weniger auf Biologie als auf

11 Archiv Thierry A. Freyvogel (ATAF), Lettres d'Ifakara (1959–1985), Thierry Freyvogel, 26. Juli 1970, S. 2.

12 Arturo Escobar, *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World*, Princeton 1995; Wolfgang Sachs (Hg.), *The Development Dictionary. A Guide to Knowledge as Power*, London 1992.



Abbildung 1: Das *Rural Aid Centre* (RAC) in Ifakara, ca. 1961. Bildnachweis: Archiv Schweizerisches Tropen- und Public Health Institute (Swiss TPH), Basel.

‘community medicine’ und ‘public health’-Themen ausgerichtet. Die dreijährige Ausbildung hatte zudem den Vorteil, dass sich die Studenten nun über längere Zeit in Ifakara aufhielten und sich somit nicht nur damit begnügen mussten, die Bevölkerung auf ihre «unhygienische Lebensweise»¹³ aufmerksam zu machen, sondern aktiv an der Verbesserung dieser Umstände mitwirken konnten. Im Verlauf des zweiten Jahres ihrer Ausbildung arbeiteten die Studenten vermehrt in den Dörfern ausserhalb Ifakaras, um die Landbevölkerung beim Bau von Latrinen zu unterrichten oder um das erworbene Wissen über angemessene Ernährung, hygienische Mindeststandards oder die Prävention von Infektionskrankheiten weiterzugeben.¹⁴

Diese Arbeit innerhalb der ‘community’ entsprach der offiziellen Regierungspolitik. 1972 startete die Regierung die breit angelegte Kampagne ‘Mtu ni Afya’ (man is health), die sich insofern von früheren Gesundheitskampagnen unterschied, als sie sich nicht darauf beschränkte, gesundheitsrelevantes Wissen weiterzugeben, sondern von der Bevölkerung einen aktiven Beitrag zur Verbesserung der eigenen Gesundheit erwartete.¹⁵ In vielen Belangen setzten ‘Mtu ni Afya’ und andere, ähnlich geartete Gesundheitskampagnen die Bestrebungen der Kolonialmedizin fort, wie sie der Ulanga-Distrikt in früheren Jahren erlebt hatte. Was die Umsiedlungspolitik in den 1970er Jahren von jener in den 1940er Jahren unterschied, war die Koppelung von Gesundheitsdiskursen mit solchen der Staatsbürgerschaft. Nun wurden jedoch eine Verhaltensänderung auf individueller Ebene und ein aktiver Beitrag als mündiger Bürger zu einem ‘gesunden’ Gemeinwesen gefordert. Wie angedeutet, wurde der Versuch, die Bevölkerung zur Verbesserung ihrer Gesundheit zu mobilisieren, zu einem wichtigen Grundsatz am MATC. Die Verantwortlichen des MATC in der Schweiz und in Ifakara waren bereit, die tansanischen Bestrebungen in Richtung einer Sozialmedizin aktiv mitzutragen. Mit Blick auf die neuen community-Projekte des MATC meinte der damalige Schulleiter, Oscar Appert:

Soweit ich es beurteilen kann, entspricht der skizzierte Plan ausgezeichnet der offiziellen Regierungspolitik. Ich möchte hier beifügen, dass ich diese Politik in ihren Grundsätzen nach wie vor für richtig halte [...].¹⁶

Appert und viele andere Schweizer Entwicklungshelfer, die in den 1970er Jahren an der Umgestaltung des tansanischen Gesundheitssystems mitarbeiteten, sahen in der «offiziellen Regierungspolitik» Tansanias lediglich den Versuch, die Gesundheitsverhältnisse auf dem Land zu verbessern, und berücksichtigten kaum, unter

13 ASTI, Korrespondenz Appert, Eichenberger, Schuppler, Ifakara, Thierry Freyvogel an Gerhard Eichenberger, 31. Oktober 1973, S. 1.

14 ASTI, Courses 1966–1971, Oscar Appert, 1972, S. 1–3, hier S. 2–3.

15 Budd L. Hall, *Mtu ni Afya – Man is Health. Tanzania’s Health Campaign*, Washington 1978.

16 ASTI, Courses 1966–1971, Oscar Appert, undatiert, S. 1–3, hier S. 3.

Einsatz welcher Mittel ländliche Entwicklungshilfe vorangetrieben wurde, noch zu welchem gesellschaftlichen Preis man sich eine solche Transformation erkaufte.

Wie das Beispiel des MATC zeigt, wurden Schweizer Entwicklungsprojekte in den 1970er Jahren zu «surrogates of the state»¹⁷, zu soliden Trägern der Staatsräson und zu vehementen Verfechtern einer allerdings nur partiell rezipierten tansanischen Staatsideologie. Sowenig man Entwicklungspolitik einzig als politische Unterwerfungsstrategie ansehen kann, sowenig darf man sie vorschnell als probates Mittel zur Eindämmung kommunistischer Ideologie in der Dritten Welt verstehen. Die Ausführungen zum MATC legen den Schluss nahe, den Kalten Krieg nicht als homogenes Strukturprinzip zu begreifen. Viel eher waren historische Akteure in der Lage, die Vorstellungen einer bipolaren Weltordnung in unterschiedlichem Masse für ihre eigenen Ziele zu instrumentalisieren oder, wie in unserem Fall, eine solche Dichotomie nicht zu sehr zu betonen. Die Erfahrungen in Tansania, die davon geprägt waren, Gesundheit nicht nur als eine Voraussetzung für ländliche Entwicklung, sondern Entwicklung als Garant für eine bessere Gesundheit anzusehen, haben nicht nur zu einer Rezeption tansanischer Staatsdoktrin geführt, sondern auch wesentlich dazu beigetragen, sozialmedizinischen Konzepten auch in der Schweiz zum Aufschwung zu verhelfen.

Der Aufstieg der Gesundheitsthematik innerhalb des Dienstes für technische Zusammenarbeit (DftZ)

In den 1970er Jahren wurde 'Gesundheit' zu einem Leitthema der Schweizer Entwicklungspolitik. Viele neue soziale Bewegungen und Entwicklungsorganisationen, die in der Schweiz der 1970er Jahre das entwicklungspolitische Feld umpflügten, hatten sich dem Kampf für eine bessere Gesundheit in der Dritten Welt verschrieben und forderten einen Verzicht auf eine hochtechnisierte Gesundheitsversorgung in der Dritten Welt. Eine der Organisationen, die neue diskursive Standards zu setzen vermochte, war *Medicus Mundi Schweiz* (MMS), der 1973 gegründete Schweizer Ableger von *Medicus Mundi International*. MMS war eine Dachorganisation, die sich zunächst vor allem auf die Rekrutierung von Schweizer Ärzten für die Dritte Welt spezialisierte. Am Internationalen Kongress für Medizinische Entwicklungshilfe in Rüslikon forderten die verschiedenen Arbeitsgruppen

17 Michael Jennings, *Surrogates of the State. Oxfam and Development in Tanzania, 1961–79*, London 1998.

[...] ein weitgehendes Umdenken sowohl im hilfeleistenden als auch im hilfebedürftigen Land. Neues Ziel muss die Umstellung auf einen Basisgesundheitsdienst für alle sein; das bedeutet Konzentration auf eine Medizin, die den gesamten Menschen in seiner spezifischen kulturellen und sozio-ökonomischen Umwelt erfasst und die vermehrt präventiv für die Gesunden als nur kurativ für die Kranken sorgt.¹⁸

MMS wurde präsiert von Edgar Widmer, dem Neffen des späteren Erzbischof von Dar es Salaam, der das St. Francis Hospital in Ifakara von seiner Zeit als Assistenzarzt aus eigener Anschauung kannte. Die administrativen Tätigkeiten wurden von Antoine Degrémont, dem späteren Direktor des *Schweizerischen Tropeninstituts*, übernommen. Degrémont stand für einen neuen Ansatz innerhalb des *Tropeninstituts*, den er selbst als einen Wandel von der Biologie hin zum öffentlichen Gesundheitswesen beschrieb.¹⁹ Wichtig für den Kontext hier ist, dass diese neue Generation von entwicklungspolitisch motivierten Ärzten und Wissenschaftlern es verstand, den DftZ in der Ausgestaltung seiner Entwicklungspolitik zu beeinflussen. Ein wichtiges institutionelles Gefäss, in dem sich diese neuen Sichtweisen artikulierten und das den DftZ in der Ausformulierung der medizinischen Entwicklungshilfe beeinflusste, war die *Arbeitsgruppe Gesundheit*, die 1974 ins Leben gerufen wurde.

Die Arbeitsgruppe Gesundheit

Die *Arbeitsgruppe Gesundheit* (AGG) ist ein wichtiges Gremium, an dessen Aktivitäten sich die wachsende Bedeutung der Gesundheit im Feld der Entwicklungshilfe wie auch der veränderte Gesundheitsdiskurs in den 1970er Jahren ablesen lassen. Der Arbeitsgruppe gehörten neben Thierry Freyvogel und Antoine Degrémont vom *Schweizerischen Tropeninstitut* weitere Gesundheitsexperten an, deren Wissen um die 'Bedürfnisse der Dritten Welt' von Aufenthalten in Ifakara herrührte.²⁰ Im Unterschied zu vielen anderen Arbeitsgruppen, die in den 1970er Jahren als Teil einer sich entwickelnden Solidaritätsbewegung auf die Probleme der Dritten Welt aufmerksam machten, stand die AGG nicht allen politisch Aktiven offen. Nicht politische oder religiöse Affinität, sondern einzig die wissenschaftliche Expertise im Gesundheitsbereich entschied über Zugehörigkeit oder Ausschluss. Die Aufgabe der Arbeitsgruppe bestand darin, dem DftZ bei der Ausformulierung ge-

18 BAR, E 2005 (A), 1985/101, 11, t.024.04, Arbeitsgruppe Bevölkerungsprobleme und medizinische Entwicklungszusammenarbeit; Karl Appert, «Neues Konzept für internationale medizinische Entwicklungshilfe», in: *Pressedienst der Schweizer Ärzte-Information*, 26. Mai 1975, S. 1.

19 ASTI, Antoine Degrémont und Jean-Pierre Gontard, aperçu global de la coopération Suisse au développement dans le domaine de la santé [Typoskript 1994].

20 Neben Freyvogel und Degrémont galt dies insbesondere für Noa Zanolli (DEH), Jacques Rüttner (Universität Zürich), Per Schellenberg (MMS) und Klaus Gyr (Universität Basel).

sundheitspolitischer Grundsätze beratend zur Seite zu stehen und Kriterien für die Beurteilung und Unterstützung von Entwicklungsprojekten auszuformulieren.²¹ Vor dem Hintergrund der Entwicklung in Tansania waren es hauptsächlich Vorstellungen eines demedikalisierten Gesundheitswesens mit einer stärkeren Betonung der Prävention, die über die Arbeitsgruppe innerhalb des DftZ propagiert wurden. Sozialmedizinische Konzepte stiessen beim DftZ nicht nur deshalb auf grosse Resonanz, weil sie als eine spezifische Initiative aus der Dritten Welt wahrgenommen wurden. Eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielten auch die zahlreichen Misserfolge, welche die Schweizer in der medizinischen Entwicklungszusammenarbeit zu verbuchen hatten. Gleichsam symbolisch für die gescheiterten Bemühungen stand der 5-Millionen-Beitrag der Schweizer Regierung an den Ausbau des Duke of Harrar Hospital in Addis Abeba. Die Schweiz hatte sich frühzeitig von dem Projekt zurückgezogen, weil die Militärregierung in Äthiopien kurzfristig beschloss, das ländliche Gesundheitssystem auf Kosten der urbanen Regionen auszubauen.²² Die Abneigung der AGG gegenüber kurativ orientierten Projekten ist durchaus verständlich. Gleichzeitig überlegte man sich aber, ob die Krankheitsprävention wirklich die geeignete Strategie für die Dritte Welt darstelle. Die ersten konzeptionellen Schriften der AGG zeugen von einem prekären Verhältnis zwischen präventiver und kurativer Medizin in den Ländern des Südens. Die Präventionsidee wurde als gesundheitspolitisches Ideal zwar hochgehalten, doch wurden die Möglichkeiten zu ihrer Verwirklichung in einem utopischen Reich der Zukunft angesiedelt. Die Arbeitsgruppe schreibt:

Obgleich im Prinzip der vorbeugenden Medizin der Vorzug gegeben wird, sind ihr in den Entwicklungsländern Grenzen gesetzt. Der Zeitfaktor, d.h. die Zeitspanne, bis die Erfolge der prophylaktischen Medizin sichtbar werden, spielt dabei die grösste Rolle. Während dieses Zeitintervalls, der zwei Generationen umfassen kann, kommt die kurative Medizin als Wegbereiter zur vorbeugenden zum Zuge.²³

Die Unsicherheit hinsichtlich der Möglichkeiten der schweizerischen medizinischen Entwicklungshilfe spiegelt sich in der konkreten Förderpolitik der AGG. Zwar hatten sich Degrémont und Freyvogel 1975 gegen ein Projekt ausgesprochen, das sich der Verbesserung der Herzchirurgie in Senegal annahm, doch konnten solche Interventionen nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass der grösste

- 21 Noa Zanolli, «Aus der Praxis lernen. Über die Aufgaben der Arbeitsgruppe Gesundheit», in: *Antenne*, Vol. 2 (1976), S. 5–6.
- 22 Noa Zanolli, «Gesundheitliche Entwicklungszusammenarbeit des Bundes. Anfänge, Erfahrungen und die Projekte heute», in: *Sozial- und Präventivmedizin*, Vol. 24 (1979), S. 192–194, hier S. 192; BAR, E 2005 (A), 1985/101, 688, t. 751–339, *Medicus Mundi* Basel, 1973–1975, Per Schellenberg, in: *Bulletin Medicus Mundi Schweiz*, Vol. 2 (1975), S. 1–8, hier S. 4.
- 23 ASTI, DEH/DDA, Arbeitsgruppe Gesundheit, Medizinische Entwicklungszusammenarbeit: Grundlagen, Ziele und Mittel, 3. Fassung, 29. Oktober 1974, S. 4.

Teil der Fördermittel in multilaterale Projekte floss, die vor allem technische Lösungen zur Eindämmung spezifischer Krankheiten propagierten.²⁴ Ein Paradebeispiel für derartige medizinische Entwicklungshilfe ist das von der Weltbank initiierte Projekt zur Kontrolle der Flussblindheit in Westafrika, dem die Schweiz verglichen mit anderen Gesundheitsprojekten besonders grosse finanzielle Mittel zukommen liess.

Die Revolution frisst ihre Kinder: Die Konferenz von Alma Ata und die Gegenrevolution

Die Widersprüche und Inkonsistenzen, welche sich im engen Kreis der Schweizer Entwicklungshilfe abzuzeichnen begannen, waren auch auf internationaler Ebene nicht wegzureden. Auf Druck der Sowjetunion und der Volksrepublik China hatte die WHO 1978 ihre Mitglieder nach Alma Ata gebeten, wo die Delegierten *Primary Health Care* (PHC) als eine neue Strategie zur Verbesserung der Weltgesundheit feierten.²⁵ Ganz anders als gescheiterte Versuche der Vergangenheit, einzelne Krankheiten mit Hilfe technischer Lösungen in die Schranken zu weisen, forderte PHC ein umfassendes Verständnis von Gesundheit, mit Betonung der Prävention anstatt der kurativen Medizin, und Gesundheitsinterventionen unter 'angemessenem' Einsatz von Technologie.²⁶

Entgegen heutiger Annahmen wurden die Grundsätze von Alma Ata nicht nur für Gesundheitssysteme der Dritten Welt formuliert, sondern beanspruchten universelle Geltung. Ulrich Frey, der Leiter der Schweizer Alma-Ata-Delegation, ging in einem Bericht aus dem Jahr 1978 der Frage nach, wie sich die Forderungen von PHC auch für die Schweiz umsetzen liessen.²⁷ In seiner Optik verwischten sich die Grenzen zwischen der hochtechnisierten Schweizer Gesundheitsversorgung und jener vieler Drittweltländer, die sich durch eine Konzentration auf städtische Zentren und eine Vernachlässigung der ländlichen Gebiete auszeichnete. Das Schweizer Gesundheitssystem, so Frey, bestehe durch Technologie und Innovation, doch bestünden eklatante Versorgungsunterschiede zwischen Städten und

24 BAR, E 2005 (A), 1985/101, 11, Thierry Freyvogel, Antoine Degrémont und Rolf Wilhelm, 5. September 1975, S. 1–2, hier S. 2.

25 Lee Sung, «WHO and the Developing World. The Contest for Ideology», in: Andrew Cunningham, Bridie Andrews (Hg.), *Western Medicine as Contested Knowledge*, Manchester 1997, S. 24–45, hier S. 33.

26 Theodore Brown, Marcos Cueto, Elizabeth Fee, «The World Health Organization and the Transition from 'International' to 'Global' Public Health», in: *American Journal of Public Health*, Vol. 96 (2006) Heft 1, S. 62–72, hier S. 67.

27 ASTI, DEH/DDA, Arbeitsgruppe Gesundheit, Ulrich Frey, Bericht über die internationale Konferenz über primäre Gesundheitsversorgung (soins de santé primaires) Alma Ata (USSR), 6.–12. September 1978, S. 1–25.

Berggebieten. Zudem liessen sich Gesundheitsaspekte verstärkt in andere Bereiche wie die Landwirtschaft, die Bildung oder Ernährung integrieren. Der unter seiner Federführung ausgearbeitete Entwurf zu einem 'Präventivgesetz' in der Schweiz scheiterte jedoch in der Vernehmlassung am Widerstand der Kantone, die ihre Entscheidungshoheit in Gesundheitsfragen nur ungern preisgaben.²⁸ Krankheitsprävention bleibt bis heute auch in der Schweiz in einem utopischen Diskurs verhaftet. Die Tatsache jedoch, dass sich Länder wie Tansania den Ausbau von Basisgesundheitsdiensten gleichsam als Symbol einer postkolonialen Wende auf die Fahne geschrieben hatten, trug dazu bei, dass dies im Westen zunehmend als kostengünstige (wenn auch schwierig umzusetzende) Gesundheitsstrategie für die Dritte Welt angesehen wurde.

Die Durchsetzbarkeit von PHC war ein Thema verschiedenster Konferenzen, die im Anschluss an jene von Alma Ata über die globale Bühne gingen. Noch in dem Jahr, in dem WHO-Direktor Halfdan Mahlers Slogan einer «Gesundheit für alle bis zum Jahr 2000» durch die Korridore des Konferenzzentrums in Alma Ata hallte, hatte die *Rockefeller Foundation* zu einem Treffen in Bellagio (Italien) geladen. Das intellektuelle Fundament der Bellagio-Konferenz stammte aus der Feder von Julia Walsh und Kenneth Warren, denen die Ideale von Alma Ata zu hoch gesteckt erschienen und die stattdessen den Weg einer «selektiven PHC»²⁹ als eine Interimsstrategie vorschlugen. Der Ansatz, einzelne Krankheiten nach der Häufigkeit ihres Auftretens, der Schwere ihrer Konsequenzen und der Kosteneffektivität einer möglichen Intervention zu messen, musste allerdings all jenen, die sich für ein holistisches Gesundheitsverständnis aussprachen, als «Gegenrevolution»³⁰ erscheinen. Für die Tatsache, dass Gegenrevolutionen meist erfolgreicher sind als ihre älteren Schwestern, spricht der vom *United Nations International Children's Emergency Fund* (UNICEF) 1982 vorgebrachte GOBI-FF-Ansatz, der gezielt auf spezielle 'Risikogruppen' fokussierte und einer nüchternen und krankheitszentrierten Herangehensweise das Wort redete.³¹

28 BAR, E 6100 (C), 1998/106, 1, 660.6, Antrag auf Einsetzung einer nichtständigen Expertenkommission zur Erarbeitung von Grundlagen für ein BG über Krankheitsvorbeugung, Auswertung der Vernehmlassung zum Präventivbericht, S. 1–16.

29 Julia Walsh und Kenneth Warren, «Selective Primary Health Care. An Interim Strategy for Disease Control in Developing Countries», in: *New England Journal of Medicine*, Vol. 301 (1979), S. 967–974.

30 Kenneth Newell, «Selective Primary Health Care. The Counter Revolution», in: *Social Science and Medicine*, Vol. 26 (1988), S. 903–906; Debabar Banerji, «Primary Health Care. Selective or Comprehensive», in: *World Health Forum*, Vol. 5 (1984) Heft 4, S. 312–315, hier S. 312.

31 GOBI-FF bezeichnet die Verwendung spezifischer Tabellen, um die kindliche Entwicklung zu beobachten. Eine Rolle spielen dabei die Verfügbarkeit von Rehydrierungssalzen, der Verbreitungsgrad des Stillens, die Impfung gegen Masern, Diphtherie, Keuchhusten, Tetanus, Tuberkulose und Poliomyelitis, die Verfügbarkeit von Nahrungsergänzungen für schwangere Frauen und Kleinkinder sowie die Existenz von Familienplanungsprogrammen. UNICEF, *The State of the World's Children*, New York 1987.

Rückblickend lässt sich festhalten, dass die Gesundheitsthematik in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre hauptsächlich von NGOs und Expertengruppen auf die politische Agenda gesetzt wurde. Viele dieser Akteure hatten mit Tansania einen gemeinsamen Bezugspunkt, wo sie aktiv am Versuch teilnahmen, sozialmedizinische Vorstellungen in die Praxis umzusetzen. Die enge Koppelung von Gesundheitsversorgung und Entwicklung, wie sie in den 1970er Jahren Bestand hatte, machte das Thema auch für die offizielle Schweizer Entwicklungszusammenarbeit zu einem wichtigen Diskursereignis. Der DftZ verliess sich bei der Ausformulierung seiner Gesundheitspolitik für die Dritte Welt weitgehend auf die Erfahrungen und Meinungen spezieller Expertengremien wie der *Arbeitsgruppe Gesundheit*.

Trotz des Bestrebens, den hohen Ansprüchen von PHC gerecht zu werden, klaffte eine eklatante Lücke zwischen sozialer Theorie und entwicklungspolitischer Praxis, auf die seither in der Literatur immer wieder hingewiesen wurde.³² Im Zuge der Verankerung der Gesundheitsthematik in der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit schien die Frage nach Erfolg oder Misserfolg konkreter Hilfe nicht zentral. Fast scheint es, als sei die Möglichkeit des Scheiterns wenn auch nicht vorausgesetzt, so doch in den Erwartungshorizont der handelnden Akteure einbezogen worden. Viel wichtiger für die Bedeutung der Gesundheitsthematik in den Jahren nach der Alma-Ata-Konferenz war, dass mit Tansania ein konkreter Erfahrungs- und Interaktionsraum bereitstand, in dem die Zusammenarbeit auf lokaler und nationaler Ebene getestet und die Inhalte von 'Entwicklung' stets neu verhandelt werden konnten.

Vom Diskurs zur Praxis – Erfahrungen in Kikwawila

Die sozialmedizinische Wende hatte nicht nur neue nationale und internationale Gesundheitskonzepte entstehen lassen, sondern wiederum auch den lokalen Forschungspraktiken des *Schweizerischen Tropeninstituts* in Tansania eine neue Richtung gewiesen. Was sich zu Beginn der 1980er Jahre in Tansania abzeichnete, war ein Ineinandergreifen von medizinischer Forschung und entwicklungspolitischen Konzepten. Veränderungen innerhalb des Institutionengefüges der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit sowie eine Neuorganisation auf der Ebene des Wissens selbst waren für diese neue Allianz verantwortlich. Nach dem Rück-

32 William Easterly, *The White Man's Burden. Why the West's Efforts to Aid the Rest Have Done So Much Ill and So Little Good*, London 2006; James Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1998; Marc Frey, Sönke Kunkel, «Writing the History of Development. A Review of the Recent Literature», in: *Contemporary European History*, Vol. 20 (2011) Heft 2, S. 215–232.

zug der Basler chemischen Industrie aus der tansanischen Entwicklungslandschaft im Jahr 1978 übernahm die *Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe* (DEH) die finanzielle Hauptlast des Feldlabors.³³ Im Selbstverständnis der DEH konnte Forschung nicht mehr nur sich selbst genügen, sie hatte ihre Ergebnisse vielmehr in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Diese Forderung passte zu den Prämissen einer wiedererstarkten Sozialmedizin, die Gesundheit nicht mehr nur als Abwesenheit von Krankheit, sondern als das Resultat einer komplexen Interaktion von Krankheitserregern, körperlichen Abwehrmechanismen und sozioökonomischen Umweltfaktoren definierte.

Der neue Fokus auf die Ernährungsgewohnheiten der lokalen Bevölkerung, auf wirtschaftliche Voraussetzungen oder auf die Verteilung von Krankheit innerhalb einer Gesellschaft verlangte nach einer Abkehr von herkömmlichen medizinischen Praktiken, die sich bislang in etablierten Institutionen abgespielt hatten. Auch verlangte dies nach einer Ausweitung der Tätigkeit innerhalb der ländlichen Bevölkerung selbst. Anders ausgedrückt: das Labor als eigentlicher Ort wissenschaftlichen Experimentierens verlor in dem Masse an Bedeutung, als die Gesellschaft als spezifischer Ort der Wissensproduktion ins Blickfeld rückte.

Ein Ort, an dem sich diese Austauschprozesse der Entwicklung studieren lassen, ist Kikwawila, ein Dorf im Kilombero-Distrikt, dessen Bewohner zu Beginn der 1980er Jahre in den Fokus der Schweizer Wissenschaft gerieten. Kikwawila erschien nicht zufällig auf der Landkarte der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit. Die geographische Lage des Dorfes, das sich von den Udekwa-Bergen im Norden bis weit hin in die Flussebene des Kilombero erstreckt, seine ethnische Heterogenität, das Fehlen einer modernen Gesundheitsversorgung sowie die 'Lebensweise' seiner Bewohner trugen dazu bei, Kikwawila als charakteristisches Modell zu betrachten, das alle Eigenschaften des Kilomberotals in sich vereinte.³⁴ Einer der Gründe für die stetige Präsenz von Schweizer Gesundheitsexperten in Kikwawila war eine Langzeitstudie, die in enger Zusammenarbeit mit den tansanischen Gesundheitsbehörden das Zusammenspiel von Ernährungsgewohnheiten, Krankheitsvorkommen, körperlichen Abwehrfunktionen und den natürlichen Umweltbedingungen untersuchte. Während für die Wissenschaftler die neuen Paradigmen der 'community medicine', die eine aktive Mitarbeit der ländlichen Bevölkerung in der Dritten Welt einforderten, genügten, um ihr Erscheinen in Kikwawila

33 Der Rückzug der pharmazeutischen Industrie war schon bei der Gründung des MATC 1973 beschlossen worden.

34 Marcel Tanner et al., «Longitudinal Study on the Health Status of Children in Kikwawila Village, Tanzania: Study Area and Design», in: *Acta Tropica*, Vol. 44 (1987), S. 119–136, hier S. 123; ASTI, STIFL, NIIE/KIK: Annemarie Schär, Kikwawila – Ein Dorf in Südosttansania. Aspekte der Detribalisierung und Integration, 20. Februar 1985, S. 4.

zu rechtfertigen, war die Anwesenheit von Forschern in den Augen der Bevölkerung ein erklärungsbedürftiges Phänomen. Ungewohnt war vor allem die Forderung, sich medizinischen Untersuchungen zu unterwerfen, ohne dass dieser Arzt-Patienten-Interaktion konkrete Krankheitssymptome vorausgegangen wären.

Ein tansanischer Wissenschaftler, dessen Erfahrungen im Gesundheitsbereich sich bislang auf die Arbeit in einem Spital im Norden Tansanias beschränkt hatten und dem nun als einem der wenigen afrikanischen Mitarbeitern die Aufgabe zufiel, zwischen der Lebenswelt der Dorfbewohner und jener der Experten zu vermitteln, brachte diese Irritationen mit folgenden Worten auf den Punkt:

That is really the difference. In the clinic you are sitting there and you are waiting for patients to come. They tell you their problem, you treat them and they pay much more attention to you because they came to seek health. My second job which was more in the village improving public health was different because you talk about malaria, you talk about bilharzia, you talk about what the district health system should do to improve the health of the people, all this kind of things. Sometimes it is not their problem [...]. So now, when you walk from the hospital and go there to see them and talk about what normally they suffer from this is fine but when you come to a stage whereby "Can I take your blood?" "Can I check your stool?", "Can I check your urine?", then the view point is different because "Why are you interested to look at me when I am not sick?"³⁵

Die Strategien, den hier aufgeworfenen Fragen zu begegnen, beinhalteten nicht nur den aktiven Beitrag der Dorfbevölkerung an eine verbesserte Gesundheitsversorgung, sondern auch ein gemeinsames Aushandeln von Forschungsprioritäten nach 'demokratischen' Grundsätzen. Solche Verhandlungen zwischen Vertretern der Wissenschaft und den Regenten des Dorfes konnten durchaus darauf hinauslaufen, dass die Reduktion von Gesundheitsrisiken nicht zwingend zu Kikwawilas Vorstellung einer Moderne gehörte, wie sie seit den 1970er Jahren von staatlicher Seite fortwährend skandiert wurde. Nyereres Umsiedlungspolitik hatte zwar neue Dorfstrukturen geschaffen, doch blieben Investitionen in den Aufbau von Schulen und Gesundheitseinrichtungen nur mehr Versprechen, an deren Einlösung zehn Jahre später schon niemand mehr so recht glauben wollte. Viel eher als die Erforschung von Krankheitsfaktoren waren es also Investitionen in die Infrastruktur, die sich die Einwohner Kikwawilas von der Präsenz der Schweizer erhofften. In Zusammenarbeit mit der DEH und dem Schweizer Hilfswerk *Helvetas* war das *Tropeninstitut* dem Begehren gefolgt und hatte sich der Verbesserung der Wasserversorgung angenommen. Für die Wissenschaftler bildete die Wasserleitung lediglich eine Basis, auf die sie ihre weitere Forschungstätigkeit und die Latrinenkampagnen abstützten. Um es in den knappen Worten eines beteiligten Wissenschaftlers zu sagen:

35 Interview mit Charles Mayombana, Dar es Salaam 2011.

The implementation of a water supply scheme is the spearhead of the ongoing and future actions: it assures community participation. At the same time it prepares the ground for the initiation of latrine campaigns [...].³⁶

Die Geburt der Bilharziose aus dem Geist der Entwicklung

Während das *Tropeninstitut* Investitionen in die Infrastruktur als Ausgangspunkt für weitere Forschungen und Projekte deutete, war Forschung in den Augen der Dorfbevölkerung umgekehrt eine Tätigkeit, von der man sich weitere materielle Vorteile erhoffte. Diese unterschiedlichen Erwartungshaltungen strukturierten die Interaktionen zwischen den beiden Parteien und ermöglichten das plötzliche Auftauchen von Krankheiten, denen bislang nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Eine dieser Krankheiten war die Bilharziose (Schistosomiose), eine Wurmkrankheit mit chronischem Verlauf, die von Schnecken als Zwischenwirten verbreitet wird und signifikant mit den Ausprägungen von ländlicher Armut korreliert. Es waren vor allem entwicklungspolitische Gründe, welche für einen Fokus auf die Bilharziose-Forschung sprachen, da sich dieser Forschungszweig mühelos mit konkreten Interventionen wie dem Latrinenbau verknüpfen liess. Die lokale Bevölkerung hatte lange Zeit nicht viel Aufhebens um die Krankheit gemacht. In den Krankheitsregistern, die man zu Beginn des Jahres 1982 zu führen begonnen hatte und in denen man die verschiedensten Krankheiten der Bevölkerung aufzeichnete, standen Fieber und Kopfschmerzen (Malaria) an erster Stelle, gefolgt von Atemwegsinfektionen, Magen-Darm-Entzündungen und Hauterkrankungen.³⁷ Noch 1982 zeichnete sich die Bilharziose durch eine komplette Abwesenheit in der Statistik aus, doch in den darauffolgenden Jahren hatte die Dorfschaft die Krankheit immer häufiger als ein beeinträchtigendes Leiden angegeben.

Das langsame Auftauchen der Bilharziose in den Krankheitsstatistiken hatte mit dem unverkennbaren Interesse der Wissenschaftler an dieser 'neglected disease' wie auch mit dem ihr zugeschriebenen Potential zu tun, die Versprechen von 'Entwicklung' und 'Moderne' endlich einzulösen.³⁸ «For the standard questionnaires and the household interviews», schrieben Antoine Degrémont und seine Kollegen, «people were also influenced in their answers, particularly those concerning schistosomiasis, by the interest and activities of health professionals they were

36 Marcel Tanner et al., «Community Participation within a Primary Health Care Programme», in: *Tropical Medicine and Parasitology*, Vol. 37 (1986), S. 164–167, hier S. 167.

37 Antoine Degrémont et al., «Longitudinal Study of the Health Status of Children in a Rural Tanzanian Community. Comparison of Community-Based Clinical Examinations, the Diseases Seen at Village Health Posts and the Perception of Health Problems by the Population», in: *Acta Tropica*, Vol. 44 (1987), S. 175–190, hier S. 179.

38 James Ferguson, *Expectations of Modernity. Myths and Meanings of Urban Life on the Zambian Copperbelt*, Berkeley 1999.

aware of behind the interviewers.»³⁹ Auch rückblickend erzeugte die Fokussierung des *Tropeninstituts* auf Bilharziose widersprüchliche Antworten. Gefragt, weshalb sich das Institut in den 1980er Jahren vor allem der Bilharziose und nicht beispielsweise der Malaria annahm, gab ein ehemaliger ‘village health worker’ (VHW) Folgendes zu bedenken:

JM: I don't know why they selected bilharzia because at that time most children were dying from malaria. They [people from STIFL] sat together with the village authorities and they saw that bilharzia affected more people especially the children who went to the river.

I: Would you have preferred an intervention that addressed malaria instead of bilharzia?

JM: You see, malaria we could prevent but bilharzia at that time we could not prevent.⁴⁰

Schon bald war abzusehen, dass die Annahme, Investitionen in die dörfliche Infrastruktur fördere die Mitarbeit in den Gesundheitsprojekten, auf brüchigem Fundament ruhte. Immer wieder beklagten sich die Wissenschaftler über die mangelnde Motivation der Bevölkerung, am Latrinenbau mitzuwirken, und immer wieder mussten lokale Dorfautoritäten mit Geldstrafen die Pflicht zur ‘community participation’ in Erinnerung rufen. Die Gründe, weshalb demokratische Vorstellungen von Entwicklung und Partizipation sich in ihr Gegenteil verkehren konnten, waren hauptsächlich unterschiedliche, historisch geprägte Vorstellungen, welche diesen Begriffen Gestalt gaben. Die Historikerin Rebecca Marsland hat auf die unterschiedliche Bedeutung von Begriffen wie ‘Partizipation’ in einem tansanischen Kontext hingewiesen. Während westliche Entwicklungsexperten den Begriff meist positiv im Sinne des Einbezugs und des ‘empowerment’ der lokalen Bevölkerung konnotierten, stand ‘Partizipation’ in Tansania im Kontext des ‘Kujitegemea’, «in which citizens are obliged to contribute their labour and resources in a community effort to build the nation».⁴¹ Die zwei unterschiedlichen Bedeutungen von ‘Partizipation als Entwicklungsstrategie’ und ‘Partizipation als staatsbürgerliche Pflicht’ waren in der Praxis zwar unvereinbar, doch die Bevölkerung konnte die zwei Prinzipien gegeneinander ausspielen oder sich letzterem Prinzip widersetzen. Deutlich weniger Spielraum im Feld der Entwicklungshilfe hatten dagegen die Gesundheitsbehörden des Kilombero-Distrikts, die in zunehmendem Masse von der Zusammenarbeit und den Ressourcen, welche die Schweizer Entwicklungshilfe bereit-

39 Antoine Degrémont et al. 1987, *op. cit.*, S. 187.

40 Interview anonymisiert, Kikwawila 2009.

41 Rebecca Marsland, «Community Participation the Tanzanian Way. Conceptual Contiguity or Power Struggle?», in: *Oxford Development Studies*, Vol. 34 (2006) Heft 1, S. 65–79, hier S. 66; Claire Mercer, «The Discourse of Maendeleo and the Politics of Women's Participation on Mount Kilimanjaro», in: *Development and Change*, Vol. 33 (2002), S. 101–127; Maia Green, «Participatory Development and the Appropriation of Agency in Southern Tanzania», in: *Critique of Anthropology*, Vol. 20 (2000) Heft 1, S. 67–89.

stellten, abhingen. Eines der zentralen Probleme war die Weiterführung der vom *Tropeninstitut* initiierten PHC-Projekte auf einer Distrikts- oder nationalen Ebene. Kikwawila war zwar der geeignete Ort, um solche Projekte durchzuführen, aber der Schritt von der Forschung zur langfristigen Implementierung gestaltete sich nicht unbedingt einfach. Trotz der 1986 geäußerten Absicht, alle PHC-Aktivitäten an Cletus Makero, den Verantwortlichen für PHC im Distrikt, zu übergeben, kam das *Tropeninstitut* noch zwei Jahre später für den Grossteil der Ausgaben für Gesundheitsprojekte im Distrikt auf.⁴² Diese Verstetigung der Entwicklungshilfe ging einher mit einem Zuwachs an Wissen und Expertentum auf der Seite der Schweizer Entwicklungshilfe, der wiederum dazu führte, dass die Schweizer Unterstützung unentbehrlich wurde.

Die wirtschaftliche Rezession der 1980er Jahre und die vom Währungsfonds und der Weltbank geforderte Liberalisierung der Wirtschaft taten das Ihre, um die Abhängigkeit Tansanias vom Ausland zu verfestigen. Spätestens zu diesem Zeitpunkt hatte die Gesundheitsthematik innerhalb des DEH ihr karitatives Image eingebüsst. Sie war zu einem wichtigen Zweig der Schweizer Entwicklungshilfe geworden.

Fazit

Die vorliegenden Ausführungen gingen der Frage nach, wie sich Gesundheitspolitik im Feld der Schweizer Entwicklungshilfe im Hinblick auf eine konkrete Zeitspanne und einen konkreten Ort formulieren liess. In den 1970er Jahren war Tansania zu einem Vorzeigemodell für die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit geworden. Ohne sich auf die eine oder andere Seite in einer bipolaren Weltordnung zu schlagen, stand Tansania exemplarisch dafür, eigenständige Wege der Dekolonisierung beschritten zu haben. Zu den neuen Prämissen eines Afrikanischen Sozialismus und einer Nation, die auf politische Eigenständigkeit pochte, gehörte eine Neuausrichtung der Gesundheitspolitik, die vor allem den ländlichen Raum in den Blick nahm. Tansanische Wissenschaftler und Politiker waren erfolgreich im Versuch, westliche Entwicklungsprojekte den neuen politischen Prämissen unterzuordnen. Wie das Beispiel des Ausbaus des *Rural Aid Centre* in ein *Medical Assistant Training Centre* zeigt, war es vor allem der Druck von Seiten der medizinischen Fakultät in Dar es Salaam und der Studentenschaft, welche das *Tropeninstitut* und die *Basler Stiftung* veranlasste, sozialmedizinischen Konzepten vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Die Verankerung von Schweizer Entwick-

42 ASTI, KIHRE Letters, 1985–1988, Brief an Don de Savigny, 21. Februar 1986, S. 1–13, hier S. 8; ASTI, KIHRE File 1988, Januar – Juni, B. Chahali (DED) an Christoph Hatz, REF: Village Health Workers in Kilombero, 18. Januar 1988, S. 1–2.

lungsakteuren vor Ort und die neue Verbindung von Entwicklung und Gesundheit waren die Gründe, weshalb sich in den 1970er Jahren der DftZ stärker für die Gesundheitsthematik zu interessieren begann. Es waren aber hauptsächlich die Experten des *Tropeninstituts* und Ärzte anderer Entwicklungsorganisationen, welche die Ausformulierung der schweizerischen medizinischen Entwicklungshilfe an die Hand nahmen. Akteure aus der Wissenschaft oder den Missionsgesellschaften konnten auf eine bereits etablierte medizinische Infrastruktur oder auf bereits bestehende Netzwerke zurückgreifen, um die Ideale einer «Gesundheit für alle bis zum Jahr 2000» in die Realität umzusetzen. Ohne das Machtgefälle zwischen westlichen Expertengruppen und der afrikanischen Landbevölkerung kleinreden zu wollen, war 'Entwicklungszusammenarbeit' kein Kolonialismus mit anderen Mitteln oder eine ausgeklügelte Strategie, die Machtunterschiede zwischen dem wohlhabenden Norden und den ärmeren Regionen der südlichen Erdhalbkugel fortzuschreiben. 'Entwicklungszusammenarbeit' umfasst vielmehr alle Prozesse und Interaktionen zwischen privaten und staatlichen Akteuren in einem transnationalen Raum, auch jene, deren Resultate von den lokalen Akteuren aktiv mitgestaltet werden konnten.